Sammlung vermischter Schriften

von

C. F. Gellert.

Erster Theil.

COBURGER LANDESBÜCHEREI

Mit Röm. Kais. Königl. Poln. u. Churfl. Sächs. allergn. Privilegiis.

Leipzig,
in der Weidmannischen Handlung, 1756.

* *

Vorrede.

Ich erfülle hiermit das Versprechen, das ich unlängst öffentlich *, obgleich gezwungen, gethan habe, und liefere meinen Lesern den größten Theil der Fabeln und Erzählungen aus den Belustigungen, verbessert, und an vielen Orten geändert. Vielleicht ist diese Arbeit eine der undankbarsten, die ich iemals unternommen habe; so wie sie mir eine der unangenehmsten gewesen ist. Gesetzt, es wäre mir geglückt, diese meine ersten Versuche von den meisten Fehlern zu reinigen: so ist doch die Abwesenheit der Fehler in den Werken des Geschmacks mehr eine Nothwendigkeit, als ein Verdienst. Man kann einer Poesie durch Verbesserungen kleine Schönheiten geben; das ist gewiß. Aber die Hauptschönheit, die in der ganzen Anlage, in der ungezwungnen Einrichtung, in der Farbe der Schreibart selbst besteht; wie

* In dem 123 Stücke des Hamburgischen Correspondenten.

kann diese einem Werke ertheilet werden, wenn sie nicht in seiner Geburt mit ihm erzeugt wird, wenn sie nicht, wie die Seele, mit ihrem Körper zugleich da ist? Dadurch, daß man dem Gesichte die Flecken entzieht, wird die Mine noch nicht einnehmend.

Die wenigen neuen Stücke, die ich diesen verbesserten an die Seite gesetzt habe, sind schon vor vielen Jahren geschrieben, und würden ohne diese ihre Gesellschaft vielleicht nie öffentlich erschienen seyn. Sie sollen die Stellen der Erzählungen in den Belustigungen vertreten, die hier ganz und gar zurückgeblieben sind, weil sie keiner Verbesserung fähig waren.

Was die Critiken anlanget, die ich über einige von diesen Fabeln beygefüget: so habe ich in dem Eingange derselben meine Absicht schon erklärt. Sie sind für die Anfänger der Poesie geschrieben, und für Leser, die zu flüchtig, oder zu günstig zu urtheilen pflegen.

Das Band, ein Schäferspiel, erscheint, wie es war. Ich hätte die Fabel, die Charaktere, die Schreibart ändern müssen; und wie konnte ich dieses thun, ohne ein ganz neues Stück zu verfertigen? Indessen sind die Ursachen, aus denen es hier noch einen Platz bekom-

kommen, nebst den meisten Fehlern dieses Gedichtes, in dem Vorberichte angemerket worden.

Statt der Oden, die in den Belustigungen von mir stehen, und die unter der Critik sind, erhalten meine Leser ein Paar noch nie gedruckte, die Freundschaft und den Ruhm. Sind sie nicht die schönsten: so sind sie doch ungleich besser, als diejenigen, die ich durch sie verdrängen will.

Da ich ferner, nach meinem gegebenen Worte, die prosaischen Aufsätze aus den Belustigungen, die in einigen Abhandlungen, Briefen, und einer Rede bestehen, verbessern wollte, und fand, daß ich sie mit gutem Gewissen nicht zum zweytenmale drucken lassen könnte: so beschloß ich, nur die einzige Abhandlung: warum es nicht gut sey, sein Schicksal vorher zu wissen, beyzubehalten, und auszubessern, die übrigen alten Stücke aber durch neuere Abhandlungen und Reden zu ersetzen. Kann ich durch diese Vergütung den Druck der verworfnen Arbeiten nicht verhindern: so muß ich mir die Gewalt der Presse, über die selbst ein Haller wegen seiner jugendlichen Schriften hat klagen müssen, gefallen lassen. Genug, daß ich nunmehr öffentlich diese meine

ersten Versuche gemißbilliget, und schon an drey verschiednen Orten, seit sechs und mehr Jahren, durch mein Bitten, und durch die Vorbitten meiner Freunde und Gönner, den Druck derselben zurück gehalten habe. Ich habe überdieß das Vertrauen zu der Billigkeit des Publici, daß es keine meiner Arbeiten, die ich nicht selbst in meine Schriften einrücke, als von mir gebilligt ansehen wird. Die Antrittsrede, die in dem zweyten Theile steht, ist von Herr Magister Heyern, einem meiner Freunde, dem Uebersetzer der Saurinischen Passionspredigten, aus dem Lateinischen übersetzt worden. Da diese Sammlung kein Werk für Gelehrte ist: so würde die Rede in der lateinischen Sprache am unrechten Orte gestanden haben. Sie hat das lateinische Ihr, vielleicht des Nachdrucks wegen, beybehalten; und ich glaube nicht, daß diese Kleinigkeit iemanden im Lesen beunruhigen wird.

Ich habe also diese ganze Sammlung mehr gezwungen, als freywillig herausgegeben; muß ich nicht vielleicht befürchten, daß der Dank der Leser auch so beschaffen seyn werde? Leipzig, in der Michaelismesse, 1756.

* *

Verzeichniß

der in dieser Sammlung enthaltnen Stücke.

Erster Theil.

Fabeln und Erzählungen.

Der Schäfer und die Sirene. S. 2
Die Bienen. 6
Der Held und der Reitknecht. 8
Die Lerche und die Nachtigall. 10
Der Knabe und die Mücken. 12
Die Wachtel und der Hänfling. 14
Der Hochzeittag. S. den Tatler, im zweyten Bande, N. 82. 16
Die Elster und der Sperling. 19
Der Geheimnißvolle. 21
Die Lerche. 22
Die beiden Wandrer. 23
Das Glück und die Liebe. 26
Der Affe. 30
Die Wittwe. Ein Märchen. 32
Der junge Krebs und die Seemuschel. 37
Das Kind mit der Scheere. 39
Die Affen und die Bären. 42
Der Leichtsinn. 45

Der reiche Geizhals. S. 46
Das Testament. 49
Crispin und Crispine. 51
Der Jüngling und der Greis. 56

Oden.

Die Freundschaft. 59
Der Ruhm. 67

Ein Schäferspiel.

Das Band; nebst einem Vorberichte. 73

Beurtheilungen einiger Fabeln aus den Belustigungen.

Die Lerche. 117
Der Schäfer und die Sirene. 132
Der Sperling und die Taube. 149

Zweyter Theil.

Abhandlungen und Reden.

Warum es nicht gut sey, sein Schicksal vorher zu wissen. 165
Von dem Einflusse der schönen Wissenschaften auf das Herz und die Sitten. Eine Rede. 187
Betrachtungen über die Religion. 209
Von den Fehlern der Studierenden bey der Erlernung der Wissenschaften, insonderheit auf Academien. Eine Rede. 229
Von den Annehmlichkeiten des Mißvergnügens. 259
Wie weit sich der Nutzen der Regeln in der Beredsamkeit und Poesie erstrecke. Eine Rede. 271

Fabeln

und

Erzählungen.

Der Schäfer und die Sirene.

Ein Schäfer aus der goldnen Zeit,
In seinem stillen Hirtenstande
Ganz Ruhe, ganz Zufriedenheit,
Trieb öfters an des Meeres Strande,
Und was er sang, war Fröhlichkeit.
Ihn rührten keine Schäferinnen.
Gefiel ihm Daphne ja zuweilen bey dem Spiel:
So konnte sie doch nichts gewinnen,
Als daß sie flüchtig ihm gefiel.
Ein seltner Fall, daß ohne Schöne
Ein junger Schäfer glücklich war!
Doch seinem Herzen droht Gefahr.
Welch eine reizende Sirene

Schwimmt dort! Kaum wird er sie gewahr,
So fühlt sein Herz Lieb und Gefahr.
Er steht, und will nicht stehen bleiben,
Erstaunt, blickt auf die Sängerinn,
Will abwärts mit der Heerde treiben,
Und treibt nur mehr ans Ufer hin.

Nun irrt allein, ihr guten Heerden;
Der Schäfer hat für euch itzt keine Zeit.
Er klagt durch Lieder und Gebehrden
Der Schönen seine Zärtlichkeit;
Verspricht ihr alle seine Heerden
Und alles Glück der goldnen Zeit.
Sie, wohl in ihrer Kunst erfahren,
Hört nichts von dem, was er verspricht,
Scherzt mit der See, putzt an den Haaren,
Als sähe sie den Schäfer nicht,
Und nöthigt ihn durch schlaue Blicke,
Den Antrag ihr noch oft zu thun.
Ich, singt sie, bin nicht mein. Neptun bestimmt mein Glücke;
Und wenn ich dich nicht flüchtig nur entzücke:
So geh und bitte den Neptun.
Er bat. Nein, sprach der Gott der Meere,
Wenn ich die Bitte dir gewähre,

Ge-

Gewähr ich dir dein Unglück nur.
Der Schäfer schleicht betrübt nach seiner Hütte;
Nun lacht ihm weiter keine Flur.
So oft Neptun am Strande fuhr,
So wiederholt er seine Bitte.
»Neptun! So soll das Meer die trefflichste Gestalt,
»Die mich entzückt, in seinen Schoos begraben?»
Nein, rief der Gott, du sollst sie haben;
Denn du verlangst sie mit Gewalt.

Wie hurtig schwamm nunmehr die Schöne
Dem Ufer zu! Wie schön sang sie, wie zauberisch!
Er reicht ihr seine Hand. »Komm, göttliche Sirene!»
Doch welch Entsetzen! Seine Schöne,
Sein Liebling, war halb Mensch, halb Fisch.
Mit Zittern floh Damoet vom Meere,
Und gab nachher der Flur sehr oft die Lehre,
Daß unser liebster Wunsch oft große Thorheit wäre.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Die Bienen.

In einem Bienenstock entspann sich einst ein
Streit
Der bürgerlichen Eitelkeit,
Mit einem Wort, ein Streit der Ehre,
Wer edler und unedler wäre.
O, rief die stachlichte Partey,
Was braucht man lange noch zu fragen,
Wer besser oder schlechter sey?
Wir, die wir in den warmen Tagen
Die Höschen in die Zellen tragen,
Und stets mit Kunst beschäfftigt sind,
Daß unser Rost von Honig rinnt;
Wer sieht es nicht, daß wir die Bessern sind?
Was braucht man also noch zu fragen?

So? fielen hier die andern ein,
Wo wird denn euer Honig seyn,
Wofern wir nicht das Wasser künstlich tragen?
Daß euer Stachel uns gebricht,
Dieß schadet unserm Werthe nicht.
Genug daß wir das Amt getreu verwalten,
Wozu der Staat uns für geschickt gehalten.

So

So niedrig unsre Pflicht euch scheint,
So soll euch doch der Ausgang lehren,
Daß wir mit euch zugleich vereint
Zur ganzen Republik gehören.
Sie trugen drauf kein Wasser mehr.
Nun mußten die, die Honig machten,
Fliehn, oder in der Brut verschmachten,
Und viele Zellen wurden leer.

Der Weiser rief darauf den Rest der Unterthanen,
Um sie zur Eintracht zu vermahnen.
Der Unterschied in eurer Pflicht
Erzeugt, sprach er, den Vorzug nicht.
Nur die dem Staat am treusten dienen,
Dieß sind allein die bessern Bienen.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Der Held und der Reitknecht.

Ein Held, der sich durch manche Schlacht,
Durch manch verheertes Land des Lorbers werth gemacht,
Floh einstens, nach verlohrner Schlacht,
Verwundet in den Wald, den Feinden zu entkommen,
Traf einen Eremiten an,
Und ward von diesem frommen Mann,
Nebst seinem Reitknecht, aufgenommen;
Doch beider Tod war nah.

Ach, fieng der Reitknecht an,
Werd ich denn auch in Himmel kommen?
Ich habe leider nichts gethan,
Als meines Herrn sein Vieh getreu in Acht genommen.
Ich armer und unwürdger Mann!
Allein mein Herr, der muß in Himmel kommen;
Denn er, ach er hat viel gethan!
Er hat drey Könige bekrieget,
In sieben Schlachten stets gesieget,
Und Sachen ausgeführt, die man kaum glauben kann.

Der Eremit sah drauf den Helden kläglich an.
»Warum habt Ihr denn alles dieß gethan?»
Warum? Zu meines Namens Ehren,
Um meine Länder zu vermehren,
Um, was ich bin, ein Held zu seyn.
O, fiel der Eremit ihm ein,
Deswegen mußtet Ihr so vieles Blut vergießen?
Ich bitt Euch, laßts Euch nicht verdrießen,
Ich sag es Euch auf mein Gewissen,
Der Reitknecht, als ein schlechter Mann,
Hat wirklich mehr als Ihr gethan.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Die Lerche und die Nachtigall.

Oft ließ, der Kunst und seinem Wirth zu Ehren,
Sich der Canarievogel hören,
Und freute sich, wenn durch ihr schmetternd Lied
Die Lerche minder Kunst verrieth.
O, sprach sie, wenn ich doch ein Lied
Gleich seinen hohen Liedern sänge!
Und sang, indem sie dieses sprach,
Dem Nachbar eifersüchtig nach,
Verliebte sich in seine fremden Gänge,
Und quälte sich, den angebohrnen Ton
Durch den erlernten zu verdringen,
Und trug, nach vieler Müh, zuletzt das Glück davon,
Canarisch fehlerhaft zu singen.

O, sprach die Nachtigall, die lang ihr zugehört,
Wie sinnreich bist du nicht, mein Ohr und deins zu quälen!
Dich hatte die Natur vortrefflich seyn gelehrt,
Und sieh, nun lehrt der Zwang dich fehlen.

* * *

Elpin schreibt niedrig und schreibt schön;
Cleanth schreibt hoch. Elpin wünscht ihm zu gleichen.
Wie theuer kömmt es ihm zu stehn!
Er sucht Cleanthen zu erreichen,
Und äfft ihn nach, und muß ihm weichen,
Und schreibt und denkt für keinen Menschen schön.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Der Knabe und die Mücken.

Mein Vater geht ins Holz, wie ich gemerket
habe;
So sagte Fritz, ein kleiner muntrer Knabe,
Und hüpft, indem er dieses sprach,
Von seinem Jugendglück gerühret,
Von seinem Philax angeführet,
Dem Vater schon von weitem nach.
Kaum trat er in den Busch, als ihn hier eine
Mücke,
Dort wieder eine Mücke stach.
Er schalt, und lief ein gutes Stücke,
Dem bösen Schwarme zu entfliehn;
Allein je mehr er lief, je mehr verfolgt er ihn.
Gut, sprach er, stecht nur immer kühn,
Ich will es nicht umsonst betheuern,
Ihr findet hier heut euer Grab.
Erbittert bricht er Ruthen ab,
Und kämpft mit seinen Ungeheuern:
Allein sie fanden nicht ihr Grab;
Und stachen sie zuvor aus bloßer Lust zu ste-
chen,
So stachen sie nunmehr, um sich zu rächen.

Verwundet im Gesicht, auf beiden Händen
roth,
Eilt Fritz dem Vater zu, und klagt ihm seine Noth.
„O sehn Sie nur, das nenn ich stechen!
„Ich habs bald so, bald so versucht,
„Ich lief, ich schlug; und doch half weder Schlag
noch Flucht.„
Fritz, hub der Vater an, du hasts nicht recht ver-
sucht.
Geh ruhig fort, so kann ich dir versprechen,
Sie werden weniger, als wenn du schlägst, dich ste-
chen.
Ein kleiner Feind, dieß lerne fein,
Will durch Geduld ermüdet seyn.
Und trittst du einst, gleich mir, ins große Leben ein,
Und wirst um dich viel kleine Feind erblicken:
So achte nicht auf ihre Tücken;
Verfolge deinen Weg getrost, und denke fein
An die Geschichte mit den Mücken.

* * * * * * * * * * * * * * * * * *

Die Wachtel und der Hänfling.

Zur Wachtel, welche der Gefahr
Des Garns mit Noth entgangen war,
Ließ sich der stolze Hänfling nieder.
Mich dauert, sprach er, dein Gefieder.
O, sage, wie es immer kam,
Daß man dir deine Freyheit nahm?

Mich, sprach sie, lockte jene Flur,
Und ich, zu lüstern von Natur,
Flog hin; und tiefer im Getreyde
Hört ich den Ton der Lieb und Freude.
Ich lief; kaum naht ich mich dem Ton,
So hatte mich das Netz auch schon.

Das Netz, sprach dieser, nicht zu sehn?
Dir Flattergeist ist recht geschehn.
Man muß, will man ein Glück geniessen,
Die Freyheit zu behaupten wissen.
Und wenn ich noch so lüstern wär,
Ein Netz, das fängt mich nimmermehr!

Er fliegt und ruft noch: Merk es dir!
Kurz drauf sieht sie den Freund, der ihr

Den weisen Unterricht gegeben,
Auf einer Vogelruthe kleben.
Sprich, rief sie, wie es immer kam,
Daß man dir deine Freyheit nahm?

Die Freundinn, sprach er, gieng mir nah,
Die ich in diesem Bauer sah.
Sie rief, und durch das Glück bewogen
Um sie zu seyn, kam ich geflogen.
Nun weis ich nicht, durch welche List
Mein Fuß hier angefesselt ist.

Die Ruthe, sprach sie, nicht zu sehn?
Dir Flattergeist ist recht geschehn.
Man muß, will man ein Glück geniessen,
Die Freyheit zu behaupten wissen.
Nun lerne, wenn dichs nicht verdrießt,
Wie nah der Fall dem Sichern ist.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Der Hochzeittag.

Vom Vater seiner Braut erhielt Philet das
Glück,
Mit Sylvien sich endlich zu vermählen,
Und selbst den Tag mit ihr zu wählen.
Welch ein vergnügter Augenblick
Für ein Paar sehnsuchtsvolle Seelen!
Sie sehn sich schmachtend an, und wählen.

Ihr Kinder, fuhr der Vater fort,
Wollt ihr mir altem Mann noch eine Lieb erweisen:
So fahrt, ich bin zu schwach, sonst würd ich mit
euch reisen,
Aufs Dorf, und laßt euch an dem Ort
Und von des Priesters Hand, der mir mein Glück
im Leben,
Mein seelig Ehweib gab, ganz still zusammen geben.

Philet reist auf des Vaters Wort
Mit seiner Braut an den bestimmten Ort.
Seit gestern war er nun mit Sylvien verbunden,
Und kam itzt gleich aus einem Blumenstück
Mit ihr und einem Kranz, von ihrer Hand ge-
wunden,
Entzückt von Lieb und Lenz, in sein Gemach zurück,

Und jeder Kuß und jeder Blick
Vermehrte sein und seiner Schönen Glück.

In scherzender Vertraulichkeit
Und an dem Tisch, auf dem ein Paar Pistolen
liegen,
Die er vom Schuß noch gestern selbst befreyt,
Steht er mit ihr allein, und trunken vor Vergnügen
Ergreift er eins. Nun, fängt er scherzhaft an,
Nunmehr bereut die kleinen Grausamkeiten.
Wie viel habt Ihr mir deren angethan!
Besinnt Ihr Euch noch auf die Zeiten,
Da ich umsonst vor Eure Fenster kam,
Da Ihr mich Aermsten — — Sterbt, Madam,
Mit aller Eurer Kunst, die Herzen zu bestricken,
Mit Euern zauberischen Blicken,
Mit Euerm Haar, so festlich schön es ist.
Schieß her, spricht sie mit lächelnden Geberden,
Schieß her, wenn du so grausam bist.
Er schießt. Ach Gott! und sie fällt todt zur
Erden.
Und wer beschreibt wohl seine Pein?
Doch auch im größten Schmerz noch sein,
Ruft er den Diener laut herein,

Und schließt die Thüre zu. »Wer lud mir die
Pistolen?»
Ich thats, weil mirs zur Reise nöthig schien.
»Ich habe dirs doch nicht befohlen?»
Nein, Herr! Und gleich erschoß er ihn.
Dann schrieb er diesen Brief: Ich, der vor wenig
Stunden
Sich als den Glücklichsten dir, Vater, vorgestellt,
Bin nach dem größten Glück, das ie ein Mensch
empfunden,
Itzt der Unseligste der Welt.
O dürftest du doch niemals wissen,
Wie elend ich und du geworden sind — — !
Getödtet von mir selbst, liegt sie vor meinen Füssen,
Mein göttlich Weib, dein liebstes Kind.
Mein Diener, dessen Schuld mich um ihr Leben
brachte,
Liegt schon durch gleichen Schuß gefällt;
Ich aber, der ich mich mit Abscheu nur betrachte,
Was sollt ich länger auf der Welt?
Nein, deiner Tochter Tod soll gleich der meine rächen.
Wenns möglich ist, o so verfluch nicht ihren Mann!
Ich bete noch für dich, wenn mir die Augen brechen,
Der ich für mich nicht beten kann — — —
Man traf ihn neben ihr durchs Schwerdt ge-
tödtet an.

Die

* *

Die Elster und der Sperling.

Ein Sperling ließ sichs auf den Stöcken
Des Weinbergs recht vortrefflich schmecken,
Und schluckte still die besten Beeren ein.
Die Elster sahs mit scheelem Blicke,
Und wollte von des Sperlings Glücke
Nicht bloß ein ferner Zeuge seyn.
Sie hüpfte zu den vollen Trauben.
»Wie? darf ich meinen Augen glauben?
»O welcher Vorrath! Ja gewiß,
»So reif, Herr Sperling, und so süß,
»Denn Sie verstehn sich auf die Trauben,
»War, was nun auch der Winzer spricht,
»Der Wein seit vielen Jahren nicht.»
Der Winzer hört der Elster Lobgedicht,
Und zwingt die Gäste fortzufliegen.
O, sprach der Sperling, welch Vergnügen
Entziehst du mir, du Schwätzerinn!
Willst du der Frucht in Ruh geniessen,
So muß es nicht der ganze Weinberg wissen.
Siehst du denn nicht, wie still ich bin?
Drum schweig und komm, den Berg noch einmal
durchzustreifen.

Sie thuts, und frißt mit ihm ganz still.
„Ein einzig Wort, Herr Spaz, ich kann es nicht begreifen,
„Warum mirs itzt nicht schmecken will;
„Die Trauben sind ja reif. Doch still!
„Der Winzer läßt sich wieder hören.
„Drum weißt du, was ich machen will,
„Ich nehme von den blauen Beeren
„Mir eine Traube mit, sie ruhig zu verzehren.
„Komm mit mir unter jenen Baum.
Sie nimmt die Traube mit; und kaum
Erreichte sie den sichern Baum,
So schrie sie laut: O Sperling, welche Freude!
Wie glücklich sind wir alle beide!
In Wahrheit, glücklich bis zum Neide.
So schrie sie noch, als schon ein Schwarm von Elstern kam,
Und das gepriesne Glück ihr nahm.

* * *

Du, der sein Glück der ganzen Welt entdeckt,
O Schwätzer, lern ein Gut geniessen,
Das, weil es wenig Neider wissen,
Uns sichrer bleibt, und süsser schmeckt!

Der

Der Geheimnißvolle.

Mit sehr geheimnißvollen Minen
Tritt Strephon in Crispinens Haus,
Studirt beym Eintritt bald Crispinen,
Und bald die Seinen seitwärts aus.

Man bringt den Stuhl; doch nur mit Beugen
Verbittet er die Höflichkeit.
Er steht und schweigt, und sagt durch Schweigen
Die wichtigste Begebenheit.

»Mein Herr, hat sich was zugetragen?
»O reden Sie! Wir sind allein.
»Was giebts?» Umsonst sind alle Fragen.
Er wiederholt sein mystisch Nein.

O lern doch, unvorsichtge Jugend,
Die laut von allen Sachen schreyt,
Vom Strephon die berühmte Tugend,
Die Tugend der Behutsamkeit!

Nachdem er den Crispin beschworen,
Das zu verschweigen, was er sagt:
So zischelt er ihm in die Ohren:
Der König fuhr itzt auf die Jagd.

Die Lerche.

Die Lerche, die zu Damons Freuden,
Frey im Gemach, ihr Lied oft sang,
Und ungewohnt, den Wiederhall zu leiden,
Der aus dem nahen Zimmer drang,
Mit desto stärkrer Stimme sang;
Saß itzt dem Spiegel gegenüber,
Und sang, und sah ihr eignes Bild,
Und floß, mit Eifersucht erfüllt,
Von schmetternden Gesängen über;
Und bildete zu ihrer Pein,
An ihrem eignen Wiederschein
Sich einen Nebenbuhler ein.

Noch oft erhöhte sie die Stimme:
Allein umsonst war Kunst und Müh,
Stets sang der Wiederhall, wie sie.
Sie schoß darauf mit ehrsuchtsvollem Grimme
Auf ihren Nebenbuhler zu,
Den ihr der Spiegel vorgelogen,
Und starb, sich selbst zu sehr gewogen,
Fast so, Ruhmsüchtiger, wie du,
Durch Eitelkeit und durch ein Nichts betrogen.

* *

Die beiden Wandrer.

Zween Wandrer überfiel die Nacht.
O Velten, nimm dich ja in Acht,
Sprach Kunz, von Schrecken eingenommen,
Damit wir nicht vom Wege kommen.
Dort läßt sich schon ein Irrlicht sehn.
Nur daß wir uns nicht selber blenden,
Und uns nach diesem Lichte wenden;
Sonst ist es um den Weg geschehn.

Schon gut! rief Velten, eile nur.
Doch Bruder, wenn ich die Natur,
Und was ein Irrlicht sagen wollte,
Nur einmal recht verstehen sollte.
Studirte nennen es die Dunst,
Die aus den Sümpfen aufgestiegen.
Ich weis nicht, ob die Leute lügen;
Denn oft ist Lügen ihre Kunst.

Sprich, Velten, ob du thöricht bist;
Du weist nicht, was ein Irrlicht ist?
O dürft ichs nur bey Nachtzeit wagen!
Ich wollte dirs wohl anders sagen.

Ists wahr, daß du kein Irrlicht kennst,
Und bist schon nah an dreyßig Jahre?
Ein Irrlicht, daß mich Gott bewahre!
Ein Irrlicht, das ist ein Gespenst.

Den Drachen hast du doch gesehn,
Der, wie zu Stephens Zeit geschehn,
Bey Kleindorf im Vorüberziehen
Getreyd und Kälber ausgespien.
Das, was der Drach im Großen heißt,
Nenn ich das Irrlicht gern im Kleinen;
Denn da sie nur bey Nacht erscheinen,
So sind sie wohl kein guter Geist.

Nein Kunz, nein, sag ich! Nimmermehr!
Ein Irrwisch ist kein wütend Heer.
Ich, ohne Kunz, dich, dumm zu nennen,
Muß die Gespenster besser kennen.
Ein Rübezahl, ein solches Thier,
Als zu Gehofen ehedessen
Die Küch im Edelhof besessen,
Dieß sind Gespenster, glaube mir.

Ein Irrwisch muß was anders seyn.
K. Wie, Velten, nennst du diesen Schein?
V. Ich nenn ihn Irrwisch. K. Ists erhöret?
Wer hat dich wieder das gelehret?

Ein Irrlicht heißts, kein Irrwisch nicht;
So spricht man ja mein Lebetage.
V. So spräche man? Nein, Kunz, ich sage,
Daß alle Welt ein Irrwisch spricht.

K. Schweig, Velten, das klingt lügenhaft.
Ich hab es auf der Wanderschaft,
Und, Bruder, ohne viel zu schwören,
Von Meistern Irrlicht nennen hören.
So stritten sie noch lange Zeit
Itzt um die Sach, itzt um den Namen,
Bis sie zuletzt vom Wege kamen;
Und schimpfend schlossen sie den Streit.

* * *

So streiten unstudirte Velten
Um Sachen, die sie nicht verstehn,
Und endigen den Streit mit Schelten.
Die Thoren sollten erst zu den gelehrten Velten
Und Kunzen in die Schule gehn!
Die streiten dialectisch schön,
Und ohne Wortkrieg, ohne Schelten,
Um Dinge, die sie ganz verstehn,
Und fehlen ihres Weges selten,
Weil sie den Weg der Schulen gehn;
Denn da läßt sich kein Irrlicht sehn.

* *

Das Glück und die Liebe.

Einst wollten Lieb und Glück sich sichtbar überführen,
Wer stärker sey, des Menschen Herz zu rühren;
Und Semnon, wie die Sag erzählt,
Ein Mann, der oft das Glück um seine Gunst gequält,
Ein Mann in seinen besten Jahren,
Ward, um an ihm es zu erfahren,
Vom Glück und von der Lieb erwählt.

Das Glück bot alles auf, was ie der Mensch geschätzt.
Was seine Sinne rührt, was ie sein Herz ergetzt,
Wodurch der Stolz sich hebt und zur Bewundrung eilet,
Ward von der Hand des Glücks dem Semnon itzt ertheilet.
Er sah sich reich, und Marmor schloß ihn ein.
Sein Zimmer schien der Freuden Thron zu seyn;
Und täglich wuchs die Pracht der schon geschmückten Wände
Noch durch der Künstler kluge Hände;

Und

Und täglich wuchs im Speisesaal
Der Schüsseln und der Diener Zahl,
Mit ihnen der Bewundrer Menge,
Und der Clienten Lobgesänge.
Bald fiel ein reiches Erb an ihn,
An das er nicht gedacht; kaum war ihm dieß verliehn;
So zog das Glück durch seine Künste
Schon in den reichsten Lotterien
Für seinen Freund die Hauptgewinnste.
So ward ein neuer Schatz ihm täglich kund gemacht,
Bald was sein Kux, bald was sein Schiff gebracht;
Und so viel Gunst aus seines Glückes Händen
Blieb alle Pracht zu wenig zu verschwenden.
Er schlief, berauscht von Freuden, ein,
Stund auf, den Freuden sich zu weihn.
Sein Wink war der Verehrer Wille,
Und ieder Tag ein Fest des Glückes und der Fülle.

Wer zweifelt, sprach das Glück, daß mir der Ruhm gebührt?
Ist Semnon nicht unendlich sehr gerührt?

Vielleicht, versetzt darauf die Liebe,
Rühr ich sein Herz durch stärkre Triebe;
Er soll Serinen sehn. Ihr unschuldsvoller Blick
Besiegt vielleicht dich, mächtigs Glück!

Er sah nunmehr die göttliche Serine.
Ihn rührt der Reiz der edlen Mine;
Doch mehr, als ihr beredt Gesicht,
Das Herz, das aus Serinen spricht.
Schon scheint der Glanz von seinen Schätzen,
Schon sein Pallast, schon Freund und Wein,
Schon die Musik ihn minder zu ergetzen.
„Wie glücklich, wär ihr Herz' erst mein,
„Wie glücklich würd ich dann nicht seyn!
„O Liebe lehre mich, dieß Herz mir zu verdienen,
„Und sprich: wodurch besieg ich einst Serinen?
Sey, spricht sie, kein Verschwender mehr,
Gieb Schmeichlern weiter kein Gehör.
Schon ist er kein Verschwender mehr,
Schon giebt er Schmeichlern kein Gehör.
Such deine Lust in stillern Freuden;
Sey gütig, liebreich und bescheiden,
Und liebe nicht dein Glück zu sehr.
Schon suchte Semnon stillre Freuden;
Schon ward er liebreich und bescheiden;
Serine floh ihn schon nicht mehr,
Serine gab ihm schon Gehör,
Und ward die Seele seiner Freuden.

Die Liebe, sprach das Glück, scheint Semnon vorzuziehn?
Allein mehr als zu bald soll er Serinen fliehn.

So viel ich ihm geschenkt, so viel sey ihm entrissen!
Wird ihm die Liebe wohl der Armuth Quaal versüssen?
Das Glück verließ ihn drauf, und Semnons Gut verschwand.
Kein Bergwerk half ihm mehr, kein Schiff kam mehr ans Land.
Sein Reichthum ward der List und der Gewalt zur Beute,
Und nichts blieb ihm von dem, was sonst sein Herz erfreute,
Nichts, als sein treues Weib; im widrigsten Geschick
Sein Beystand und auf stets sein Glück.
Durch Fleiß entrissen sie sich der Gefahr zu darben,
Und froh genossen sie, was sie durch Fleiß erwarben.

Umsonst versprach das Glück, ihn doppelt zu erfreun,
Wenn er der Lieb entsagen wollte.
Nein, rief er, wenn ich auch ein Crösus werden sollte,
Gieng ich doch nie dein Anerbieten ein.
Die Liebe läßt mich weiser seyn,
Als daß ich dich mir wieder wünschen wollte.
Serine, komm! Mein Herz bleibt dein;
Viel besser ohne Glück, als ohne Liebe, seyn.
»Ja, Semnon, ja, mein Herz ist dein;
»Viel besser ohne Glück, als ohne Liebe, seyn.»

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Der Affe.

Kaum hatte noch des Schneiders Hand
Ein buntes comisches Gewand
Dem muntern Affen umgehangen:
So gab sein Rock ihm das Verlangen,
Sich in dem Spiegel zu besehn.
In Wahrheit, sprach er, ich bin schön.
So viel ich mir geschmeichelt habe,
So kann dem jungen Herrn der Rock nicht besser stehn.
Komm, rief er, kleiner Edelknabe!
Wir müssen uns zugleich im Spiegel sehn.
Er kam. Der Aff erschrak, verzerrte das Gesicht,
Stieß an den Hut, und rückte die Perücke;
Und doch glich er dem Junker nicht:
Der Spiegel warf, was er empfieng, zurücke,
Ein närrisch haarichtes Gesicht
In einer struppichten Perücke.
Der Junker lacht. Pfuy, hub der Aff erbittert an
Pfuy, Spiegel, wie du lügst! Was hab ich dir gethan?
Der Spiegel läuft darauf von seinem Hauchen an,

Und

Und zeigt itzt keinen Affen weiter.
Das dacht ich, rief er sehr erfreut,
Die Schuld liegt nicht an meiner Häßlichkeit;
Nein, junger Herr, der Spiegel war nicht heiter.

Schon eilte Junker Friz mit der Begebenheit,
Sie dem Magister zu erzählen;
Und diesem konnt es gar nicht fehlen,
Mit einer nützlichen Moral,
Er war gelehrt, sie zu beseelen.
Nun, sprach er, setzen Sie einmal
Die Wahrheit an des Spiegels Stelle.
Sie zeigt der Thoren Häßlichkeit;
Der Thor, der sich vor ihrem Lichte scheut,
Verhüllt sie drauf in Dunkelheit,
Und schmeichelt sich, sie sey nicht helle.

* *

Die Wittwe.

Ein Mährchen.

Dorindens junger Ehegatte,
Den sie so lieb, wie sich, und wohl noch lieber hatte — —
Noch lieber? wirft der Spötter ein
Und lachet hönisch; doch er lache!
Durch eine Spötterey hört eine wahre Sache
Drum noch nicht auf gewiß zu seyn.

Genug, der Tod entriß Dorinden
Sehr früh den treusten, besten Mann;
Und ich kann keine Worte finden,
So leicht man im Affect sie sonst auch finden kann,
Um alles das recht lebhaft auszudrücken,
Was sie, die junge Frau, gefühlt,
Die ihn vor wenig Augenblicken
Gesund, itzt aber todt in ihren Armen hielt,
Und ihn aus ihrem Arm auch todt nicht lassen wollte.
Der Priester kam, der sie besänftgen sollte;
Die ganze Freundschaft kam; doch nichts bewegte sie.
Je mehr man tröstete, je mehr Dorinde schrie.

Man mußte mit Gewalt sie von dem Todten
bringen.
Ein unaufhörlich Händeringen
War alles, was sie that; und ein entsetzlich Ach,
War alles, was sie trostlos sprach.
Dieß trieb sie länger noch als vier und zwanzig
Stunden.

Indessen hatte sich der Nachbar eingefunden,
Ein Mann, geschickt in Holz zu haun.
Er sah Dorindens Schmerz, und theils auf ihr
Begehren,
Theils als ein Freund den Seligen zu ehren,
Und seinem Untergang im Tode vorzubaun,
Entschloß er sich, in Holz ihn auszuhaun.

Es glückt des Künstlers weisen Händen,
Das Werk in kurzem zu vollenden;
Und Stephan stund in Lebensgröße da.
Ein Meisterstück pflegt bald bekannt zu werden;
Das Volk lief zu und schrie, so balds den Stephan
sah:
Ach Himmel, ach! das ist er. Ja!
Seht nur die lächelnden Geberden,
Seht nur den aufgeworfnen Mund!
Nein, ähnlichers kann nichts gefunden werden;
So sah ich ihn noch jüngst, als er Gevatter stund.

 Man

Man brachte den geschnitzten Gatten,
Der noch allein der Wittwe Trost verlieh,
Ins zweyte Stock, wo er und sie
Ein ganzes Jahr vergnügt geschlafen hatten.
Hier schloß sie sich mit ihm in ihre Kammer ein,
Und suchte Ruh in Schmerz und Pein,
Und hielts für ihre Pflicht, mit ganzen Strömen Zähren,
Um seiner ewig werth zu seyn,
Ihn noch im Tode zu verehren.
Wer kann wohl mehr von einer Frau begehren?

So saß Dorinde viele Wochen,
Und hatte, wie mein Währmann sagt,
Kein lebendes Geschöpf seit dieser Zeit gesprochen,
Als ihren Hund und ihre Magd.
Und heute wars nach so viel bangen Wochen
Das erstemal, daß sie aus ihrem Fenster sah.
Und in dem Augenblick war auch ein Fremder da.
Schnell kam die Magd mit schlauen Minen:
»Madam, es fragt ein Herr nach Ihnen,
»Ein schöner Herr, fast wie der selge Mann;
»Er hat etwas bey Ihnen auszurichten,
»Das er mir nicht vertrauen kann.»
Du kannst, sprach sie, nur was erdichten,
Ich gehe nicht von meinem lieben Mann.
Und kurz, du darfst ihn nur berichten,

Ich

Ich wäre krank vor vielem Gram;
Denn ach! kein Wunder wärs — —
»Dieß geht nicht an, Madam,
»Er hat Sie schon, indem er angekommen,
»An Ihrem Fenster wahrgenommen.
»Sie müssen mit herunter kommen;
»Der fremde Herr ruht eher nicht.
»Er hat was wichtigs anzubringen.
»Ich dächte doch, Madam, Sie giengen.

Die junge Wittwe steht bestürzt,
Umarmt mit einem schnellen Feuer
Das Bild, mit dem sie sich zeither die Zeit verkürzt,
Und nimmt den Fremden an. Wer wird er seyn?
Ein Freyer?
Vielleicht giebt uns die Magd Bericht.
Sie horcht schon an der Thür; allein sie kann
nichts hören,
Als den betrübten Ton, mit dem Dorinde spricht.
Der Nachmittag verstreicht. Der Fremde geht
noch nicht.
Sollt er denn gar ihr Gast zu seyn begehren?

Dorinde kömmt und zwar allein.
Sie wird sich wohl einmal am Bilde letzen wollen.
Magd, fängt sie an, sprich, was wir machen sollen?
Der Herr will mit Gewalt mein Gast den Abend seyn.

Du mußt geschwind die Kanne Schmerlen sieden.
„Ja, ja, Madam, ich bins zufrieden.“
Dorinde geht zurück. Die Magd durchsucht das Haus,
Zum Sieden hartes Holz zu finden.
Sie findet keins, und ruft Dorinden
In aller Angst geschwind heraus.
„Madam, ach lassen Sie sichs klagen,
„Es ist kein hartes Fischholz da.
„Soll ich das Bild herunter tragen,
„Es ist hart Holz, und es zerschlagen?“
Das Bild? Nein, nein — doch — — thus nur. Ja.
Was brauchst du mich denn erst zu fragen?
„Allein das Bild ist schwer, ich kanns allein nicht tragen.
„Zum Fenster gieng es wohl heraus.
Nun gut, so darfst du ja das Holz nicht erst zerschlagen.
Der Herr zieht künftig in mein Haus,
Da darf ich so nicht länger klagen.

Das Fenster öffnet sich; und Stephan fliegt heraus.

☙ ✿ ❧

* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Der junge Krebs und die Seemuschel.

Der Muschel, die am seichten Strande
Ihr Haus bald von einander bog,
Bald wieder fest zusammen zog,
Sah einst, mit Neid und Unverstande,
Ein junger Krebs aus seiner Höhle zu.
O Muschel, wie beglückt bist du!
O daß wir Krebse nur so elend wohnen müssen!
Bald stößt der Nachbar mich aus meiner Wohnung aus,
Und bald der Sturm. Du hast dein eigen steinern Haus,
Kannst, wenn du willst, es öffnen und verschliessen.
Vergönne mir nur einen Augenblick,
Ich weis, du gönnst mir dieses Glück,
In deinem Schlosse Platz zu nehmen.
Ich, sprach sie, sollte mich zwar schämen,

In mein nicht aufgeputztes Haus,
Denn in der That siehts itzt nicht reinlich aus,
Vornehme Herren einzunehmen.
Doch dienet es zu Ihrer Ruh,
Auf kurze Zeit zu mir sich zu verfügen:
So dien ich Ihnen mit Vergnügen;
Wir haben Platz. Er kömmt. Sie schließt ihr
Schloß fest zu.
Mach auf, schreyt er, denn ich ersticke.
Bald, spricht sie, will ich dich befreyn;
Sieh erst der Mißgunst Thorheit ein,
Und lerne hier, mit deinem Glücke,
Wenn dirs gefällt, zufrieden seyn.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Das Kind mit der Scheere.

Kind, hub die Mutter an, eins mußt du mir versprechen:
Die Messer und die Gabeln stechen;
Drum rühre keins von beiden an.
»Allein die Scheere, sollt ich glauben,
»Die könnten Sie mir wohl erlauben?
Nichts weniger; was dich verletzen kann,
Sieh niemals als dein Spielwerk an.

Das Kind gehorcht; doch ein geheimer Trieb
Und das Verbot verschönerten die Scheere.
Ja, spricht es zu sich selbst, wenn es die Gabel wäre,
Die hab ich lange nicht so lieb,
So ließ ich sie mit Freuden liegen.
Allein die Scheer ist mein Vergnügen,
Sie hat ein gar zu schönes Band.
Gesetzt, ich ritzte mich ein wenig in die Hand,
So hätte dieß nicht viel zu sagen.
So klein ich bin, so hab ich ja Verstand,
Und also werd ichs immer wagen,
So bald die Mutter nur die Augen weggewandt.

Doch nein, weil Kinder folgen müssen,
So wär es ja nicht recht gethan.
Nein, nein, ich sehe dich bloß an;
O schöne Scheere, laß dich küssen!
Ich rühre ja kein Messer an,
So werd ich doch = = Schon griff es nach der Scheere.
Ja, wenn ich unvorsichtig wäre,
Da freylich schnitte mich die Scheere;
Allein ich bin ja schon mit ihr bekannt.
So sprachs, und schnitt sich in die Hand.
Die Mutter kam. O welche harte Lehre!
Ach, hub das Kind fußfällig an,
Es kränkt mich sehr, daß ichs gethan.
Ich bitte Sie, zerbrechen Sie die Scheere,
Damit ich sie nicht mehr begehre,
Und ohne Zwang gehorchen kann.

* * *

Oft sind wir Menschen dieses Kind.
Versehn mit billigen Gesetzen,
Die göttlich und uns heilsam sind,
Scheut sich das Herz, sie alle zu verletzen.
Wir unterlassen, wie das Kind,

Die Dinge, die wir wenig schätzen,
Um die zu thun, die uns am liebsten sind.
Die Reue kömmt. Wir sehn, wie sehr wir fehlen;
Dann denken wir, dann beten wir als Kind.
Was heißt in vieler tausend Seelen:
Bewahre mich, o Gott, vor dieser Missethat!
Was heißt es? Wehre mir das Wählen,
Damit mein Herz den Zwang nicht nöthig hat.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Die Affen und die Bären.

Die Affen baten einst die Bären,
Sie möchten gnädigst sich bemühn,
Und ihnen doch die Kunst erklären,
In der die Nation der Bären
Die ganze Welt des Walds zu übertreffen schien;
Die Kunst, in der sie noch so unerfahren wären,
Die Jungen groß und stark zu ziehn.

Vielleicht, hub von den Affenmüttern
Die weiseste bedächtig an,
Vielleicht, ich sag es voller Zittern,
Wächst unsre Jugend bloß darum so siech heran,
Weil wir sie gar zu wenig füttern.
Vielleicht ist auch der Mangel der Geduld,
Sie sanft zu wiegen und zu tragen;
Vielleicht auch unsre Milch an ihren Fiebern schuld.
Vielleicht schwächt auch das Obst den Magen.
Vielleicht ist selbst die Luft, die unsre Kinder trifft,
Wer kann sie vor der Luft bewahren?
Ein Gift in ihren ersten Jahren;
Und dann auf Lebenszeit ein Gift.

Viel=

Vielleicht ist, ohne daß wirs denken,
Auch die Bewegung ihre Pest.
Sie können sich durch Springen und durch Schwenken
Oft etwas in der Brust verrenken,
Wie sichs sehr leicht begreifen läßt;
Denn unsre Nerven sind nicht fest.
Hier fängt sie zärtlich an zu weinen,
Nimmt eins von ihren lieben Kleinen,
Das sie so lang und herzlich an sich drückt,
Bis ihr geliebtes Kind erstickt.

Du, sprach die Bärinn, kannst noch fragen,
Warum ihr so bestraft mit kranken Kindern seyd?
Nicht liegts an Luft und Milch, und nicht an Obst und Magen.
Ihr tödtet sie durch eure Weichlichkeit,
Durch eure Liebe vor der Zeit.
Gebt Acht auf unsre jungen Haufen;
Wir nehmen sie, sobald sie laufen,
Mit uns, in Hitz und Frost, durch Fluren und durch Wald,
So werden sie gesund und alt.

* * *

Was macht viel Kinder siech? Vielleicht Natur und Zeit?
Nein, mehr der Aeltern Weichlichkeit.
O Reicher, soll dein Kind gesund in Städten blühen:
So zieh es in der Stadt, wie es die Dörfer ziehen!

* * * * * * * * * * * * * * * * *

Der Leichtsinn.

Der Leichtsinn, wie die Fabel sagt,
Die Fabel aus den goldnen Jahren,
Ward von den Menschen einst verjagt,
Weil alle seiner müde waren.
Er floh zum Zevs, und bat um Aufenthalt.
Kaum sah Mercur die lustige Gestalt,
So fühlt er schon die Pflicht, dem Flüchtling beyzuspringen.
„So will dich alle Welt verdringen?
„Du dauerst mich. Komm, hüpf auf meine Schwingen!
„Ich hoffe dich gut anzubringen.
„Komm, Paphos sey dein Aufenthalt!
Schnell bracht er ihn zur Venus kleinem Knaben.
Hier, Gott Cupido, fieng er an,
Schickt Ihnen Zevs den angenehmsten Mann,
Der schärfer, als Sie, sehen kann;
Sie sollen ihn zu Ihrem Führer haben.
Der Leichtsinn trat sein Amt mit Eifer an,
Das Amt, der Liebe vorzutraben,
Und soll, wie die gedachte Fabel spricht,
Von dieser Zeit an, seine Pflicht
Sehr selten unterlassen haben.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Der reiche Geizhals.

Ein reicher Greis, vom Tode nicht mehr fern,
Und ungeschickt, mehr Schätze zu erwerben,
Ward krank, und wollte doch nicht sterben;
Denn welcher Geizhals stirbt wohl gern?
Er wollte nach dem Doctor schicken;
Zum Glücke fiel ihm noch der harte Thaler ein,
Den er genöthigt wär, ihm in die Hand zu drücken,
Und also ließ ers lieber seyn.

Doch mit dem Tod ist gleichwohl nicht zu scherzen.
Der Alte fühlte neue Schmerzen,
Und rief den Priester in sein Haus,
Und bat sich zu verschiednen malen,
Denn dafür durft er nichts bezahlen,
Trost auf dem Krankenlager aus.
Der Priester wollt ihn itzt verlassen.

Ach

Ach bet Er, sprach der Greis, Gott wirds zu Herzen fassen,
Und komm ich von dem Lager auf:
So geb Ich Ihm die Hand darauf,
Ich will mich dankbar finden lassen.

Ich weis nicht, bat er für den Alten,
Und wenn er bat, bat er mit Recht?
Genug, das menschliche Geschlecht
Sollt einen Geizhals mehr behalten;
Es besserte sich mit dem Alten.

Der Priester wird geruft. Ich weis wohl, sprach der Greis,
Was ich Ihm einst geredt, wenn Ers gleich nicht mehr weis.
Hier seh er selbst, was ich und meine Frau ersparten;
Ich zeig ihm nur die seltnen Arten.
Steht Ihm das große Goldstück an?
Da sind sie noch von größerm Werthe;
Doch weil sie Gott mir wunderbar bescherte,
So hab ich ein Gelübd gethan,
Nicht eins von allen auszugeben,
Und sollt ich hundert Jahre leben.

Will Er nunmehr die Silbermünzen sehn?
Ja, lieber Herr, auch die sind schön.
Hier hab ich, glaub Er mirs, mehr harte Thaler
liegen,
Als ich und Er zusammen wiegen;
Allein sie mögen immer liegen;
Sie sollen alle für mein Haus.
Doch laß Er uns noch weiter gehen.
Hier sieht Er die Zweydrittel stehen,
Da les Er eins für seine Kinder aus,
Und bitt Er Gott um Seegen für mein Haus.

Cris=

* *

Das Testament.

Sohn, fieng der Vater an, indem er sterben
wollte,
Wie ruhig schlief ich itzt nicht ein,
Wenn ich nach meinem Tod dich glücklich wissen
sollte!
Du bist es werth, und wirst es seyn.
Hier hast du meinen letzten Willen.
So bald du mich ins Grab gebracht,
So brich ihn auf, und such ihn zu erfüllen;
So ist dein Glück gewiß gemacht.
Versprich mir dieß, so will ich freudig sterben.

Der Vater starb; und kurz darauf
Brach auch der Sohn das Testament schon auf,
Und las: Mein Sohn, du wirst von mir sehr wenig
erben,
Als etwan ein gut Buch und meinen Lebenslauf,
Den setz ich dir zu deiner Nachricht auf.
Mein Wunsch war meine Pflicht. Bey tausend
Hindernissen
Befliß ich stets mich auf ein gut Gewissen.
Verstrich ein Tag, so fieng ich zu mir an:
Der Tag ist hin; hast du was Nützliches gethan;

Und bist du weiser, als am Morgen?
Dieß, lieber Sohn, dieß waren meine Sorgen.
So fand ich denn von Zeit zu Zeit,
Zu meinem täglichen Geschäfte
Mehr Eifer, und zugleich mehr Kräfte,
Und in der Pflicht stets mehr Zufriedenheit.
So lernt ich, mich mit wenigem begnügen,
Und steckte meinem Wunsch ein Ziel.
Hast du genug, dacht ich, so hast du viel;
Und hast du nicht genug, so wirds die Vorsicht fügen.
Was folgt dir, wenn du heute stirbst?
Die Würden, die dir Menschen gaben?
Der Reichthum? Nein! Das Glück, der Welt genützt zu haben;
Drum sey vergnügt, wenn du dir dieß erwirbst.
So dacht ich, liebster Sohn, so sucht ich auch zu leben.
Und dieses Glück kannst du, mit Gott, dir selber geben.
Vergiß es nicht: Das wahre Glück allein
Ist ein rechtschaffner Mann zu seyn.

* * * * * * * * * * * * * * * * * *

Crispin und Crispine.

Daß oft die Weiber bis ins Grab
Sich mit den Männern schlecht vertragen,
Sind leider schon sehr alte Klagen,
Die man uns oft zu lesen gab.
Doch daß die Männer bis ins Grab
So manche gute Gattinn plagen,
Sind dieß nicht auch gerechte Klagen?
Doch welcher Sänger singt sie ab?
Daß oft die Frau zum Zeitvertreibe
Dem Manne zänkisch widerspricht,
Darüber klagt manch Spottgedicht.
Doch daß der Mann mit seinem Weibe
Oft als mit einer Sklavinn spricht;
Wie selten straft dieß ein Gedicht!
Daß Weiber nicht zu folgen wissen,
Darüber seufzt und klagt der Mann.
Doch sollte man daraus nicht schliessen,
Daß Männer nicht zu herrschen wissen,
Weil ihre Frau so schwer gehorchen kann?
Daß Weiber gern dem Staate sich ergeben,
Und leben, um geputzt zu leben,

Darüber sorgt der Mann sich grau.
Doch daß die Männer sich dem Kaltsinn gern ergeben,
Nur sich, nicht ihren Weibern leben,
Wie sehr beseufzt dieß manche Frau!
Daß bey dem Reiz der äußerlichen Gaben
Die Weiber oft der Seele Reiz nicht haben,
Dieß ist vielleicht nicht selten wahr.
Doch daß die Männer oft nur Geld und Schönheit ehren,
Der Frau, Verstand zu haben, wehren,
Sie durch ihr Beyspiel Thorheit lehren,
Und über Thorheit sich beschweren,
Klingt in der That sehr wunderbar,
Und dennoch ists nicht selten wahr.

Drum, Männer, lest ihr, wie Crispine
So herzlich den Crispin gehaßt:
So legts nicht gleich mit einer Männermine
Der armen Frau allein zur Last.
Und seyd ihr selbst unglückliche Crispine,
So denkt, wenn euch Crispine haßt,
Ob ichs vielleicht wohl gar verdiene?
Und bessert euch. Vielleicht thuts auch Crispine.

* * *

Crispine starb, und binnen wenig Tagen
Starb auch Crispin, ihr Mann, schon nach,
Und zwar vor lauter Schmerz und Ach,
Wenn wir das Leichencarmen fragen.
Doch viele wollten lieber sagen,
Der Zorn hätt ihn dahin gerafft;
Allein der Zorn ist nicht der Männer Leidenschaft.

Genug er starb, und ward, weil ers so haben wollte,
Daß sein Gebein bey der verwesen sollte,
Die ihn gewartet und gepflegt,
Zu seiner Frau ins Grab gelegt.
So lag denn Mann und Weib in einer Gruft vereinet,
Und niemand hätte das vermeynet,
Was nach der Zeit mehr, als zu oft, geschehn.
Die Frau ließ sich bey ihrem Grabe
Des Nachts im Sterbekleide sehn.
Der Küster und des Küsters Knabe,
Keins wollte mehr zum Morgenlauten gehn;
Denn allemal ließ sich Crispine sehn,
Und wies ganz ängstlich nach dem Grabe.

Der Küster wagts den neunten Tag
Und ruft die sämtlichen Crispinen,

 Macht

Macht dreymal erst das Kreuz, und sagt, wer ihm erschienen,
Und forscht und überlegt mit ihnen,
Was doch die Ruh der Selgen stören mag.
»Hat sie vielleicht im Tode was befohlen?»
Nichts, fieng die Freundschaft an, nichts als den Leichenstein.
Das, ruft der Küster, wird es seyn.

Man läßt geschwind den schönsten Grabstein holen;
Der Steinmetz haut zwey Herzen in den Stein,
Und diese Schrift vom Küster ein:
»Hier ruht ein zärtlich Paar, voll gleicher Lieb und Treue,
»Der Tod, der sie getrennt, vereinte beid aufs neue.»

Nun wird die Frau doch ruhig seyn?
Nichts weniger. War sie zuvor erschienen,
Erschien sie nur noch mehr, und noch mit bängern Minen,
Und lief dem guten Küster nach,
Und öffnete den Mund, als ob sie sprechen wollte;
Allein ein unvernehmlich Ach,
Dieß war es alles, was sie sprach.
Wer wußte nun, was das bedeuten sollte?

Man öffnete das Grab. Es war kein Sarg
verſehrt,
Und wie man ſie gelegt, ſo lagen ſie noch heute;
Zur Rechten er, und ſie zur linken Seite.
Nein, ſchrie der Küſter, umgekehrt,
Ihr, Todtengräber, ſeyd nicht werth — —

Der Sarg ward umgeſetzt; allein die Folge
lehrte,
Daß nicht der Rang des Weibes Ruhe ſtörte.
Mich deucht, dieß iſt der Schönen Fehler nicht.
Und iſt ers ja, wie mancher Spötter ſpricht:
So iſt ers doch im Grabe nicht.

Criſpine ließ nicht nach, dem Küſter zu er-
ſcheinen.
Sie weinte ſo, wie Schatten weinen,
Wies immer auf ihr Grab, und machte mit
der Hand
Ein Zeichen, das zuletzt der Küſter doch verſtand.
Er ließ noch dieſe Nacht den Todtengräber kommen.
Der Mann ward aus der Gruft genommen,
Und weit davon beſonders eingeſcharrt.
Und noch in beider Gegenwart
Verſchwand die Frau mit heitern Minen,
Und iſt ſeitdem nicht mehr erſchienen.

Der Jüngling und der Greis.

Wie fang ichs an, um mich empor zu schwingen?
Fragt einst ein Jüngling einen Greis.
Der Mittel, fieng er an, um es recht hoch zu bringen,
Sind zwey bis drey, so viel ich weis.
Seyd tapfer! Mancher ist gestiegen,
Weil er entschlossen in Gefahr,
Ein Feind von Ruh und von Vergnügen,
Und durstig nach der Ehre war.
Seyd weise, Sohn. Den Niedrigsten auf Erden
Ists oft durch Witz und durch Verstand geglückt,
Am Hofe groß, groß in der Stadt zu werden;
Zu beiden macht man sich durch Zeit und Fleiß geschickt.
Dieß sind die Mittel großer Seelen.
»Doch sie sind schwer. Ich wills Ihm nicht verheelen,
»Ich habe leichtere gehofft.
Gut, sprach der Greis, wollt ihr ein leichtres wählen:
So seyd ein Narr, auch Narren steigen oft.

Ende der Fabeln und Erzählungen.

Die

Die Freundschaft.

* *

Die Freundschaft.

Sey ohne Freund; wie viel verliert dein Leben!
Wer wird dir Trost und Muth im Unglück geben,
Und dich vertraut im Glück erfreun?
Wer wird mit dir dein Glück und Unglück theilen,
Dir, wenn du rufst, mit Rath entgegen eilen,
Und wenn du fehlst, dein Warner seyn?

Sprich nicht: Wo sind der Freundschaft seltne Früchte?
Wer hält den Bund, den ich mit ihm errichte?
Wer fühlt den Trieb, den ich empfand?
O klage nicht! Es giebt noch edle Seelen.
Doch sehn wir auch, wenn wir uns Freunde wählen,
Genug auf Tugend und Verstand?

Aus Eitelkeit für jenen sich erklären,
Weil er vielleicht begehrt, wie wir begehren,
Und weil sein Umgang uns gefällt;
Das Herz ihm weihn, noch eh wir seines kennen,
Aus Eigennutz ihm unsre Zeit vergönnen;
Dieß ist nicht Freundschaft, dieß ist Welt.

Um

Um einen Freund von edler Art zu finden,
Mußt du zuerst das Edle selbst empfinden,
Das dich der Liebe würdig macht.
Hast du Verdienst, ein Herz voll wahrer Güte:
So sorge nichts; ein ähnliches Gemüthe
Läßt deinen Werth nicht aus der Acht.

Du mußt für dich und die empfangnen Gaben
Erst Sorgfalt gnug, gnug Ehrerbietung haben;
Und deinem Herzen nichts verzeihn.
Du mußt dich oft, ohn Eigennutz zu dienen,
Du mußt dich stets, gerecht zu seyn, erkühnen.
Und daß es andre sind, dich freun.

Ein Herz, das nie sich selbst mit Ernst bekämpfet,
Nie Stolz und Neid und Eigensinn gedämpfet;
Liebt dieses Herz wohl dauerhaft?
Wie bald wirds nicht durch kleine Fäll ermüden!
Es fühlet sich, und stört der Freundschaft Frieden
Durch ungezähmte Leidenschaft.

Hast du das Herz, mit dem du dich verbunden,
Dem deinen gleich, der Liebe werth gefunden:
So thue, was die Weisheit spricht.
Sie heißt in ihm dich jede Tugend ehren,
Wie sehr du liebst, durch Thaten ihn belehren,
Und macht sein Glück zu deiner Pflicht.

Sie legt dir auf, sein Gutes nachzuahmen.
Du ahmst es nach, und du belebst den Saamen
Der Eintracht und der Zärtlichkeit.
Du sorgst mit Lust für deines Freundes Ruhe,
Er, ob er gnug, dich zu verdienen, thue;
Und eure Treu wächst durch die Zeit.

Dein Freund, ein Mensch, wird seine Fehler haben;
Du duldest sie bey seinen größern Gaben,
Und milderst sie mit sanfter Hand.
Sein gutes Herz bedient sich gleicher Rechte,
Begeistert deins, wenns minder rühmlich dächte,
Und sein Verstand wird dein Verstand.

Wenn, ungewiß bey meiner Pflicht, ich wanke,
Wie stärkt mich oft der selige Gedanke:
Was thät Arist bey dieser Pflicht?
Verfahre so, als wär er selbst zugegen.
So giebt ein Blick auf ihn mir ein Vermögen;
Und der erst wankte, wankt itzt nicht.

Ein gleicher Zweck, des Geistes höchste Freude,
Der Weisheit Glück, vereint und führt uns beide;
Denn ich und er, sind beid ihr Freund.
Ein gleiches Gut, das höchste Gut der Erden,
Der Tugend Glück, läßt uns zufriedner werden;
Denn nur für sie sind wir vereint.

Ich eile froh, sein Glück ihm zu versüssen;
Doch daß ichs that, soll er nicht immer wissen;
Mein Herz belohnt mich schon dafür.
Und wenn ich ihm vor seinen Augen diene,
Entzieh ich doch dem Dienst des Dienstes Mine,
Als nützt ich minder ihm, denn mir.

Theilt er mit mir die Last der größern Sorgen:
So bleibt von mir die kleinst ihm nicht verborgen,
Und schwindet in Vertraulichkeit.
Kaum klag ichs ihm, was mich im Stillen drücket:
So hat sein Blick oft schon mein Herz erquicket,
Eh mich sein Mund mit Trost erfreut.

Entfernt von ihm wird mir ein Glück zu Theile;
Und wenn im Geist ichs ihm zu sagen eile,
Wird mir dieß Glück gedoppelt süß.
Entfernt von ihm drohn mir des Unglücks Pfeile;
Und wenn im Geist ichs ihm zu klagen eile,
So fühl ich minder Kümmerniß.

Wenn wir vertraut, mit aufgewecktem Herzen,
Nach reifem Ernst, die Stund uns froh verscherzen:
So bildet der Geschmack den Scherz.
Den Witz, den Geist, die uns itzt scherzen lehren,
Beseelt die Lieb; und daß wir uns verehren,
Vergißt auch nie das muntre Herz.

Sollt

Sollt ie ein Zwist der Freundschaft Ruhe
kränken,
Sollt übereilt ich ihr zum Nachtheil denken,
Und meinem Freund ein Anstoß seyn:
So eil ich schon, den Fehler zu gestehen.
Wars klein von mir, ihn hitzig zu begehen:
So ist es groß, ihn zu bereun.

Mensch, lerne doch dein Leben dir versüssen,
Und laß dein Herz von Freundschaft überflüssen,
Der süssen Quelle für den Geist!
Sie quillt nicht bloß für diese kurzen Zeiten;
Sie wird ein Bach, der sich in Ewigkeiten
Erquickend durch die Seel ergeußt.

Dort werd ich erst die reinste Freundschaft
schätzen,
Und bey dem Glück, sie ewig fortzusetzen,
Ihr heilig Recht verklärt verstehn.
Dort werd ich erst ihr ganzes Heil erfahren,
Mich ewig freun, daß wir so glücklich waren,
Fromm mit einander umzugehn.

Der Ruhm.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Der Ruhm.

Was ist das Gut, nach dem du strebst,
Der Ruhm, für den du denkst und lebst?
Wags, du sein Freund, ihn zu betrachten!
Gewährt er, was er dir verspricht,
So bleib ihm treu. Gewährt ers nicht,
So lern ihn dreist verachten.

Welch Glück, wenn mich ein Großer schätzt,
Der Fürst an seine Seite setzt,
Und laut mir seinen Beyfall schenket!
Alsdann wird mein Verdienst bekannt;
Dann denkt von mir das ganze Land
Groß, wie mein Ehrgeiz denket.

Wer ist der Große, der dich ehrt?
Sprich, kennt er der Verdienste Werth?
Setz ihn im Geist aus seinem Stande!
Vielleicht wird dir sein Beyfall klein;
Vielleicht hältst dus, ihm werth zu seyn,
Nunmehr für eine Schande.

Wenn itzt des Dichters Lobgedicht,
Der Redner göttlich von dir spricht,
Und laut dich die Geschichte preisen;
Wenn, auf ihr Wort, die halbe Welt
Dich für den größten Weisen hält;
Wirst du darum zum Weisen?

Wächst deiner Tugend etwas zu,
Gewinnet deines Geistes Ruh;
Wenn viele deinen Namen hören?
Bist du beglückt, in dir beglückt;
Wenn Thor und Thörinn auf dich blickt,
Und Länder dich verehren?

Suchst du den Ruhm nicht in der Pflicht,
Giebt dir dein Herz den Beyfall nicht;
Was wird dir Andrer Beyfall nützen?
Und hast du deinen Ruhm in dir;
Was sorgst du kummervoll dafür,
Den äußern zu besitzen?

Wenn jener deinen Namen liest,
Gleichgültig nennt, und dann vergißt;
Ist dieß ein schätzbar Glück zu nennen?
Ist dieß die Welt, die von dir hört;
Wenn gegen einen, der dich ehrt,
Dich tausend noch nicht kennen?

Ist dieß des Nachruhms Ewigkeit;
Wenn ein Scribent der Trockenheit
Sich künftig an dein Leben waget?
Und wenn dem Wandrer einst noch spät
Der Stein, vor dem er müßig steht,
Daß du zu früh starbst, saget?

Und ist das Glück so ungemein,
Von einer Welt gerühmt zu seyn,
Die oft den wahren Ruhm verkennet;
Das Laster rühmet, wenn es gleißt,
Die Wildheit Muth, den Unsinn Geist,
Und Ehrsucht Größe nennet?

Du strebst mit Eifersucht und Angst,
Damit du ihren Ruhm erlangst.
Wohlan, du sollst ihn schnell erstreben!
Doch welch unsichres Eigenthum!
Vielleicht reut bald die Welt der Ruhm,
Den sie dir schnell gegeben.

Die Zahl der Klugen ist nicht groß.
Verlangst du ihren Beyfall bloß,
So such ihn still in ihrer Sphäre.
Der Kluge sieht auf dein Verdienst;
Und bist du das nicht, was du schienst,
So bist du sonder Ehre.

Erwirb dir Tugend und Verstand,
Nicht, um sie, von der Welt genannt,
Mit eitlem Stolze zu besitzen.
Erwirb sie dir mit edler Müh,
Und halte dieß für Ruhm, durch sie
Der Welt und dir zu nützen.

Nicht deines Namens leerer Schall,
Nicht deiner Tugend Wiederhall
Muß dich zu großen Thaten stärken.
Die Zeit, die Kräfte, großer Geist!
Die du so laut dem Ruhme weihst,
Die weihe still den Werken.

Erfüllst du, was die Weisheit spricht,
Und gleicht dein Eifer deiner Pflicht;
So wird der Ruhm ihm folgen müssen.
Und wenn dein Werth ihn nicht erhält:
So giebt dir ihn, Trotz aller Welt,
Doch ewig dein Gewissen.

Das Band,

Ein Schäferspiel.

Aus den Belustigungen des V. und W.

vom Jahre 1744.

Das Band

Ein Schäferspiel.

Aus den Belustigungen des V. und W.

vom Jahre 1744.

* *

Vorbericht
zum Bande.

Da das Band einmal in der Frankfurtischen Sammlung steht, und ich sicher weis, daß es noch seine Liebhaber hat: so will ich ihm hier einen Platz vergönnen, ob ichs gleich mit einem heimlichen Widerwillen thue. Allein da ich nichts darinnen geändert habe: so muß ich auch nothwendig einige Anmerkungen dazu machen, damit dieses Gedicht dem guten Geschmacke in den Schäfergedichten nicht nachtheilig werde. Wäre das Landleben überhaupt das Schäferleben der Poesie: so würde das Band ein recht gutes Gedicht seyn, dieß kann ich ohne Eitelkeit sagen, und in seiner Art den Werth haben, den in der Malerey ein getreues Portrait hat. Ich würde mir unter der Daphne, der Mutter der Galathee, eine gute Landwirthinn, eine fleißige Pachterinn; unter ihrer Tochter ein gutes ehrliches Bauermädchen, in den Geschicklichkeiten der Wirthschaft wohl erzogen, vorstellen. Ihr Montan würde ohngefähr des Schulzens oder Verwalters Sohn seyn, dessen Herz der Schulmeister noch so ziemlich gebildet, und in den sich Galathee ganz natürlich hätte verlieben können. In dieser Aussicht würden diese drey Personen, und auch die beiden

andern ihrem Charakter sehr ähnlich vorgestellt seyn; und ich wüßte nicht, wie sie anders hätten reden und handeln sollen. In dieser Aussicht würde das Stück ferner verschiedne lebhafte Beschreibungen der Landwirthschaft, und hin und wieder drollichte Einfälle haben. Will man es also ein theatralisches Landgedicht nennen, so habe ich nicht viel dawider zu erinnern. Alsdann werde ich der Galathee recht gut seyn, daß sie solche hübsche Bänder wirken kann, die mancher Bortenwirker nicht besser machen soll; daß sie so haushältig ist, und ihr klares Garn, das an der Sonne liegt, begießt. Alsdann wird mirs recht wohl gefallen, daß Mutter Daphne mit ihrer Tochter von Poley redt, der für das Kopfweh hilft, ihr vorwirft, daß sie gestern auf die Hitze getrunken, ihr befiehlt, daß sie auf den Abend einnehmen, von ihren Kräutern einnehmen soll; daß Daphne ihre Tochter examiniret, was sie mit dem Strauße machen will, den sie in der Hand hat, und ihre Galathee schlau fragt, warum sie bey dem Namen Montan roth wird; daß Daphne von ihrem Sohne Damöt rühmt, daß er ihr einen so schönen Rechen geschnitzt, an dem oben Zinken stehn, und unten Zinken sind; daß er ihr einen Stab, geschnitzt auf beiden Seiten, gebracht, dessen eine Seite ihn, und die andre seine Chloris vorstellen soll; daß sie ihrer lieben Tochter zwar die Zärtlichkeit, aber nicht das Lieben erlauben will; daß Myrtill von seinem Staare redt, den

er

er die Namen Hylax und Chloris sprechen gelehrt; daß er dem Montan die Amsel wegnimmt; daß Galathee in der Hitze oft in sehr schnippischen Sprichwörtern, und alle Personen oft in sehr kurzweiligen reden, daß sie sagen, wie sie einander einen Streich gespielt, einander zuweilen zum Besten haben; daß Galathee zu ihrem Montan spricht: nun dieß gefällt mir noch, du hast recht überley; nein dießmal bin ich taub; ich bin beständig so, wenn ich nicht anders bin; gar auf mein Herz zu pochen? bey Phyllis? bey der Stolzen? So, jene spitzt sie zu, und die verschießt die Bolzen? daß Myrtill zur Galathee sagt: du bist auch gar zu arg; ich dachte, was dir wäre; daß er spricht: ich geh und will den Hahn zur Sie in Bauer stekken; die Jungen bring ich dir, so bald die Alten hecken; daß die guten Kinder am Ende auf den Streit auch lustig seyn, eine frische Milch zusammen essen, und im Kühlen um Pfänder spielen, und insonderheit das Spiel: Was macht die Liebe? spielen wollen; alles dieses und noch hundert solche Züge mehr würden mir an diesem nicht ungesitteten Landvolke gefallen. Allein wenn das Schäfergedicht keine bloße Nachahmung des Landlebens, oder doch nur die feinste Nachahmung ist; wenn es mehr ein erdichtetes Schönes zu seinem Gegenstande hat; wenn es das Mittel zwischen dem Land- und Stadtleben hält; wenn es sich von der Plumpheit und dem Ekelhaften des Bauernstandes eben so wohl, als von

dem Zwange und der List des Stadtlebens entfernen, das Land mit allen seinen Annehmlichkeiten, und abgesondert von allen seinen Beschwerlichkeiten, vorstellen muß; wenn die Schäfer Geschöpfe sind, die sich uns nicht allein durch die Einfalt der Sitten, sondern durch eine liebenswürdige Einfalt derselben, nicht allein durch Offenherzigkeit, sondern durch eine unschuldige einnehmende Offenherzigkeit empfehlen müssen; wenn ihre Liebe mit einem gewissen natürlichen Witze verbunden, ihr Vergnügen auf dem Lande mehr ein Geschenke der Natur, als eine Frucht mühsamer Arbeiten seyn muß; wenn ihre Sprache zwar leicht und ungekünstelt, aber doch die Sprache der feinern Empfindungen seyn muß; wenn ihre Beredsamkeit nicht darinne besteht, daß sie von ihrem Schäferstabe, von ihrer Tasche, von ihrem Philax, von Heerden, Milch und Obst reden; wenn gewisse Züge und Beschreibungen des Landlebens nur der Wahrscheinlichkeit und des Vergnügens wegen, das uns die Vorstellung der Natur zu geben pflegt, in diese Gedichte eingeflochten werden, und gleichsam nur die Einfassung des Gemäldes abgeben; wenn dieses, sage ich, die Anfoderungen des Schäfergedichtes sind: so wird man sehr viel bey dem **Bande** zu erinnern finden. Ich will die Handlung des Stückes einen Augenblick beleuchten. Galathee sieht ein Band, das sie selbst gewirket, das sie zum Zeichen ihrer Liebe ihrem Montan geschenket, um den Hals der Phyllis. Sie wird erbittert, hält den Montan für untreu, sucht sich zu rächen,

und erdrückt aus Rache bey Gelegenheit die Amsel, die Montan von ihr bekommen hat, und die vortrefflich singen kann. Der **Knoten**: Wird Galathee recht gesehen haben, oder nicht? War es auch ihr Band? Die **Auflösung**: Sie hat sich geirret, und sie bittet dem Montan ihre Hitze und Eifersucht ab. Hat die Handlung genug Anziehendes? Ich zweifle sehr daran. Was in dem Stücke gefällt, sind mehr eingeschaltete Nebenumstände, als die Sache selbst. Der zweyte und achte Auftritt können bey nahe ohne den geringsten Verlust der Handlung weggenommen werden. Sie geht also nicht durch das Stück fort. Daphne, die Mutter, ist überhaupt eine müßige Person, und nicht das Bedürfniß des Stückes, sondern des Poeten, der, um die Charaktere zu vervielfältigen, hier eine Mutter auftreten ließ. Sie kömmt und geht, gleich einem frommen Gespenste, ohne daß man weis, warum? Die Auflösung hat wenig Unerwartetes. Galathee kömmt in dem letzten Auftritte, nachdem sie vermuthlich bey der Phyllis sich genauer wegen des Bandes erkundiget, und gesteht dem Montan, daß sie sich geirret. Dieses wußten die Zuschauer lange. Montan hatte es ja in der Mitte des Stückes schon ehrlich genug betheuert, daß er ihr Band nicht weggeschenkt hätte. Vielleicht wäre die Auflösung besser geworden, wenn Phyllis das Band wirklich gehabt, es aber durch eine List, oder durch ein anderes Mittel, ohne daß es Montan wissen können, bekommen hätte, und selbst eine von den spielenden Personen gewesen wäre. Galathee drückt

aus

aus Rache gegen den Montan einer armen Amsel auf dem Theater den Kopf ein. Ein sehr blutdürstiges Unternehmen für eine Schäferinn! Wo bleibt die schäferische Unschuld der Sitten? Ist das nicht das jähzornige verliebte Bauermädchen, die ihrem Montan, wenn er nicht so demüthig geredt hätte, zur Noth gar in die Haare gefallen wäre? Aber es ist ja natürlich. Freylich ist dieses Natur, aber Natur des Dorfes, nicht des Schäferstandes. Von der Sprache habe ich schon geredt. Sie ist, wie der Charakter, nur gar zu natürlich. Will man aber dieses Gedicht nicht gegen die Regeln der Kunst, sondern nur gegen gewisse andre Schäferspiele halten: so gebe ich gern zu, daß es seinen Platz mit Recht unter den Schäfergedichten behauptet, und, ohne ihm zu schmeicheln, gewiß nicht den niedrigsten. Nachdem ich dieses Geständniß gethan, glaube ich nicht, daß der gute Geschmack durch das Band leiden wird. Es wird vielmehr jungen Dichtern zum Beyspiele dienen können, wie die Schäferspiele nicht seyn, und warum sie anders seyn sollen. Ich verweise sie ins besondre auf die Anmerkungen, die Herr Saint-Mard in seinen Reflexions sur la Poesie über das Schäfergedichte gemacht, auf die Stellen, die er daselbst aus dem Fontenelle anführt, und auf die schöne Abhandlung **von dem eigentlichen Gegenstande des Schäfergedichts**, welche in dem Anhange zu des **Batteux Einschränkung der schönen Künste auf einen einzigen Grundsatz**, zu finden ist.

Das

* *

Das Band.

Ein Schäferspiel In einem Aufzuge.

Personen.

Galathee.
Daphne. Der Galathee Mutter.
Montan. Der Liebhaber der Galathee.
Doris.
Myrtill.

* *

Erster Auftritt.

Galathee. Doris.

Doris.

Was machst du, Galathee? Du scheinst mir nicht vergnügt.

Galathee.

Ich weiß es selber nicht, was mir im Sinne liegt,
Ich bin nicht aufgeräumt.

Doris.

Du wirst doch etwas wissen,
Was dir = = =

Galathee.

Galathee.

Ich wollt vorhin mein klares Garn begiessen,
Das an der Sonne liegt, und nahm mich nicht in Acht,
Und stieß mich an das Holz, an dem ichs angemacht.
Da sieh nur meine Hand.

Doris.

So geht es, wenn wir eilen.
Doch, dieß bedeutet nichts; der Schaden ist zu heilen.
Allein, wo ist Montan?

Galathee.

Und was mir weiter fehlt:
So hat die Mutter schon einmal auf mich geschmählt.

Doris.

Die meine thut es auch, und oft bey Kleinigkeiten.
Allein, wo ist Montan?

Galathee.

Sie läßt sich kaum bedeuten.
Ich bringe Kräuter heim, und setz sie offen hin,
Da kömmt mein Lamm dazu, dem ich so günstig bin,
Und frißt sie glücklich auf. Nun muß ich andre lesen.

Doris.

Wer weis, wie hungrig auch das arme Lamm gewesen!
Doch gute Galathee, du willst mich nicht verstehn;
Wo ist denn dein Montan?

Galathee.

Galathee.

Ach, Doris, laß mich gehn!
Ich weis nicht, wo er ist; wer will die Schäfer hüten?
Er geht, wohin er will; ich kanns ihm nicht verbieten.

Doris.

Verstell dich nicht so sehr; du zürnst, ich seh dirs an.

Galathee.

Erwähn ihn weiter nicht.

Doris.

Was hat er denn gethan?

Galathee.

Mehr als ich je gedacht! Mir also mitzuspielen?
Mir, seiner Galathee? Er soll es schon noch fühlen.
Bedenk es nur einmal: Ich schenk ihm jüngst ein Band,
Und knüpf es ihm dazu noch selber um die Hand;
Und gestern seh ich gar = = Es ist um mich geschehen!
Ich habe dieses Band um Phyllis Hals gesehen.

Doris.

In Wahrheit, Galathee, dieß ist ein schlimmer Streich.
Allein, du irrst dich wohl; eins sieht dem andern gleich.

Galathee.

Ich kenn es gar zu gut. Ich trug es um die Stirne.
Der Eintrag war von Garn, der Boden war von Zwirne,
Zween Faden liefen grün, zween roth, die andern blau,
So scheckicht, wie ein Specht; ich kenn es ganz genau.
Es war zween Finger breit, und zackicht an den Seiten.

Es war mein schönstes Band. Willst du noch lange
streiten?
Ich hab es selbst gemacht; drey Wochen sind es kaum.
Mein Name steht darauf, und auch der Tannenbaum,
Bey dem mir einst Montan den ersten Kuß genommen.
Doch, Kind, verstecke dich; ich seh die Mutter kommen.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Zweyter Auftritt.

Galathee. Daphne.

Daphne.

Nun, meine Galathee, die Sonne meynt es gut.

Galathee.

Sie brennt fast gar zu sehr; man weis kaum, was
man thut.

Daphne.

Itzt schadt die Wärme nichts; sie hebt vielmehr die Saaten,
Und wenn die Wittrung bleibt, wird alles wohl gerathen.
Ich sahe meine Lust itzt mitten in dem Gehn;
Der Lein steht schon so gut, er kann nicht besser stehn,
Und alles grünt und blüht: Doch wenn mirs nicht so
scheinet,
So fehlt dir doch etwas. Mich deucht, du hast geweinet.

Galathee.

Geweinet? Nein, dieß nicht.

Daphne.

Daphne.

Was soll dir dieser Klee?

Galathee.

Ich bind ihn um den Kopf; er thut mir gar zu weh.

Daphne.

Wie albern bist du doch! Gewiß, du sollst dich schämen,
Klee hilft dir nimmermehr; nein, Poley mußt du nehmen.
Doch gestern, weißt du wohl, wer auf die Hitze trank?
Dieß ist die Frucht davon.

Galathee.

Ach nein, ich bin nicht krank.
Ich weis, wovon es kömmt; es kömmt vom Veilchen pflücken,
Wie vielmal muß man sich um eine Hand voll bücken!

Daphne.

Wem soll denn dieser Straus?

Galathee.

Hier ist er.

Daphne.

Soll er mein?

Galathee.

Ja, darum band ich ihn.

Daphne.

Der Straus ist wirklich fein.
Vielleicht hat ihn Myrtill von dir bekommen sollen.

Galathee.

Er. Nein! da hätt ich ihn schon schlechter binden wollen.
Dieß unterbleibet wohl, auch ohne dein Verbot.

 Daphne.

Daphne.

Vielleicht hat ihn Montan = = ? Doch warum wirst du
roth?

Galathee.

Dieß werd ich gar zu leicht.

Daphne.

Leicht, um Montanens Willen?
Doch warum wardst dus nicht zugleich auch bey Myr=
tillen?

Galathee.

Ich rede für mein Herz, dieß ist nicht Schuld daran.

Daphne.

Doch hab ichs in Verdacht so gut, als den Montan.
Ich hab es wohl gemerkt, ihr könnt einander leiden.

Galathee.

Fast täglich sag ichs ihm, er soll mich gänzlich meiden.
Stets will er was von mir, ich heiß ihn freundlich gehn,
Und sags ihm auch im Zorn, und dennoch bleibt er stehn,
Und redt mich wieder an, und giebt mir wohl die Lehre,
Es stünde gar nicht fein, wenn man so spröde wäre.

Daphne.

Was deine Schwester sagt, klingt anders.

Galathee.

Dieses Kind?
Wer wollte Chloris traun? Man weis, wie Kinder sind.

Daphne.

Die Kinder reden wahr, und sagen, was sie sehen.

Galathee.

Galathee.

Sie rede, was sie will; mir ist zu viel geschehen.
Gesetzt, daß auch Montan zuweilen mit mir treibt,
Und auf dem Rohre bläst, und mir die Zeit vertreibt;
Gesetzt, daß ich zugleich in seine Flöte singe;
Wird dieß wohl unrecht seyn?

Daphne.

Dieß sind erlaubte Dinge.
Allein du sagtest ja, du hießt ihn öfters gehn.

Galathee.

Ja, dieses thu ich auch; allein er bläst so schön.
Ich bitt ihn nicht darum. Dem Echo zu gefallen,
Das in dem Busche ruft, läßt er sein Rohr erschallen.

Daphne.

Du wirst das Echo seyn. Das Singen wehr ich nicht;
Nur fürcht ich, daß Montan mit dir vom Lieben spricht.

Galathee.

Er denket nicht daran. Frey, spricht er, will ich leben;
Es liebe, wer da will, mir ist es nicht gegeben.

Daphne.

Doch warum sagt er denn, daß du so spröde wärst?

Galathee.

Itzt sagt er dieß nicht mehr; es war nur in der Erst,
Wenn ich ihm dann und wann die Antwort schuldig bliebe.
Es ist gewiß andem, er denkt an keine Liebe.

Nur Freundschaft wünscht er sich, und diese gieng ich ein;
Er kann ja wohl mein Freund, ich seine Freundinn seyn.

Daphne.

Was heute Freundschaft war, kann morgen Liebe werden.
Indessen wär mein Rath, er blieb bey seinen Heerden.
Du aber, Galathee, nimm auf den Abend ein.

Galathee.

Ach, eh der Abend kömmt, wirds wohl vergangen seyn.

Daphne.

Und dennoch werd ich dir von meinen Kräutern geben;
Man sorget nie zu sehr für seiner Kinder Leben.
Ich gehe. Komme nach, und nimm dich wohl in Acht,
Und bring mehr Veilchen mit.

* * * * * * * * * * * * * * * * * *

Dritter Auftritt.

Galathee. Doris.

Doris.

Ich habe recht gelacht!
Die gute Mutter denkt wohl Wunder, was dir fehlet!

Galathee.

Nicht wahr; du hasts gehört, sie hat nicht sehr geschmählet?

Doris.

Doch mit der Arzeney?

Galathee.

Da hab ich meine Noth!

Raut und Wachholdersaft hilft bey ihr für den Tod.

Doris.

Sie weis noch nicht genug. Mich sollte sie nur fragen,
Was für dein Kopfweh hilft; ich wollts ihr besser sagen.
Montan nur hilft dafür.

Galathee.

Ach! quäle mich doch nicht.
Der falsche Schäfer, der! So ehrlich sein Gesicht,
So schlimm ist doch sein Herz. Er soll mich nicht mehr fangen;
Wer einmal mich betrügt, hat stets mich hintergangen.

Doris.

Du thust ihm wohl zu viel.

Galathee.

Und du vertrittst ihn noch?
Ich soll zufrieden seyn! Nicht wahr? Bedenk es doch!
Ein Band, ein Band von mir, an Phyllis zu verschenken?
Er liebt sie. Dürft ich nur nicht weiter an ihn denken!
Mich dauert jeder Kuß.

Doris.

Hast du ihn oft geküßt?

Galathee.

Ach mehr, als tausendmal! Du weißt ja, wie man ist.
Das erst- und andremal, da hielt er mir die Hände;

Ich drohte, doch zu schwach. Erräthst du bald das Ende?
Ich litt es endlich gern, und gab ihm nach der Zeit,
Wenn er zu blöde schien, oft selbst Gelegenheit.
Die Birken wissens noch. Wenn wir zusammen kamen;
So ward gewiß geküßt, bis daß wir Abschied nahmen.

Doris.

Und habt gar nicht geredt, so sehr vergaßt ihr euch?

Galathee.

Ach ja, wir redten auch, und küßten uns zugleich.

Doris.

Allein, was spracht ihr stets?

Galathee.

Wie kannst du doch so fragen?
Verliebe dich einmal; so darf ich dirs nicht sagen.
Vom Lieben redten wir. Er fiel mir um den Hals,
Und sprach: mein liebstes Kind! dieß that ich ebenfalls.
Ich hieß ihn, mein Montan; er mich, mein Herz, mein Leben;
So mußte, wie gesagt, ein Wort das andre geben.

Doris.

Ja, ja, dieß ist schon gut: Doch wurdet ihrs nicht satt?

Galathee.

Satt? Ja, da höret mans, wer nie geliebet hat.
Wir redten Tage lang, wenn wir beysammen trieben,
Und wußten auf die Nacht kaum, wo der Tag geblieben;
So schnell verstrich er uns.

Doris.

Doris.

Nun, das begreif ich nicht,
Wie da ein Tag verstreicht, wenn man nichts weiter spricht,
Als Kind, Montan, mein Herz!

Galathee.

Du bringst mich nicht zum Lachen;
Ach! Doris, hör nur auf, du wirst mich böse machen.
Wir redten sonst noch viel, als vom beständig seyn;
Die Lieb und unser Herz gab uns die Reden ein.

Doris.

Gut. Heute spracht ihr dieß; was spracht ihr aber morgen?

Galathee.

Was liegt doch dir daran? Dafür laß andre sorgen.

Doris.

Erzähl mir immer mehr!

Galathee.

Auch war es was gemeins,
Wir zankten uns einmal, und wurden wieder eins.

Doris.

Gezankt?

Galathee.

Ja! wird nicht auch der Himmel öfters trübe?
Und wie das Wetter ist, so wechselt auch die Liebe.
Oft sahen wir uns nur, zu ganzen Stunden an;
Sein Auge hieng an mir, und meines an Montan.

Doris.

So ist die Liebe denn ein Spielwerk in Gedanken?
Ein Gutseyn, Reden, Sehn, ein Küssen und ein Zanken?

Galathee.

Das Tändeln fehlt dir noch.

Doris.

Das Tändeln? Was ist das?
Dieß hab ich nie gehört.

Galathee.

Es ist nun so etwas.
Man streichelt sich die Hand, man kneipt sich in die Backen,
Man schüttelt sich am Kinn, und klopft sich in den Nacken.

Doris.

Dieß habt ihr auch gethan?

Galathee.

Ja, das versteht sich schon.
Wie günstig war ich ihm! Nun hab ich meinen Lohn!

Doris.

Was wird denn nun daraus? Willst du den Schäfer lassen?

Galathee.

Die Liebe, ihn, das Band, und Phyllis will ich hassen.
Sprich, warum käm er nicht, wenn er beständig wär?
Seit gestern seh ich ihn mit keinem Auge mehr.
Da kömmt Myrtill. Bleib hier, und ruf ihn zu der Heerde.
Ich will nach Veilchen gehn, damit ich fertig werde.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Vierter Auftritt.

Doris. Myrtill.

Doris.

Was hast du da, Myrtill? Versteck es nicht vor mir.

Myrtill.

Nichts, liebe Schäferinn; es ist ein kleines Thier.

Doris.

Ein kleines Thier? Myrtill! Dieß brauchst du nicht zu sagen:
Denn Wölfe wirst du wohl nicht in den Händen tragen.

Myrtill.

Hier ist es, sieh es an.

Doris.

Nunmehro will ich nicht.

Myrtill.

Du nimmst es übel auf, was man im Scherze spricht?

Doris.

Nein, eine Kleinigkeit wird mich nicht gleich verdriessen.
Es sey auch, was es will; ich brauch es nicht zu wissen.
Gewiß, es kränkt mich nicht, daß du mirs nicht gesagt;
Dieß aber ärgert mich, daß ich dich gleich gefragt.

Myrtill.

Nun, sey nur wieder gut; ich will dirs gerne zeigen.
Doch Doris, noch etwas: Versprichst du mir zu schweigen?

Doris.

* * * * * * * * Doris. * * * * * * * * *

Ich schweige, wenn ich will.

Myrtill.

Wenn du verschwiegen bist;
So sag ich dir, daß dieß Montanens Amsel ist.
Von seiner Galathee hat sie Montan bekommen.
Sie singt vortrefflich schön. Ich hab sie weggenommen.

Doris.

Was hast du nun davon, daß du Montanen kränkst?

Myrtill.

Ich, meine Schäferinn? Gewiß mehr, als du denkst.
Genug, Montan verdient, daß er auch einmal fühlet,
Was er mir ehedem für einen Streich gespielet.
Denn weißt du, wie er mich den letzten Herbst geneckt,
Und mir drey Tage lang den schönen Staar versteckt?
Dieß war ein rechter Staar, ich hatt ihn aufgezogen = =;
Und wer ihn einmal sah, der war ihm auch gewogen.
So oft ich Hylax rief, so oft ich Chloris sprach:
So rief er Hylax mit, und sagte Chloris nach.
Oft flog er auf mein Lamm, und ließ zu halben Tagen,
Als hielt ichs nur für ihn, sich von dem Lamme tragen.

Doris.

Ja, ich besinne mich auf diesen klugen Staar,
Der dir nur gar zu lieb, und gar zu theuer war:
Denn, weißt du noch Myrtill, als ich ihn haben wollte,
Daß ich für diesen Staar zehn Küsse geben sollte?

Allein

Allein der Staar ist todt, und dieß erfreut mich sehr.
Wie theuer war er dir? Verkauf ihn doch nunmehr.
Und deine Amsel auch. Im Ernst, du sollst dich schämen;
Montanens Freund zu seyn, und ihm etwas zu nehmen!
Doch, ich besinne mich auf eine kleine List.
Letzt sagte Galathee, du hättest mich geküßt;
Sie gab mirs zweymal Schuld. Itzt könnten wir uns rächen.
Laß ihr den Vogel sehn, und sprich = =

Myrtill.

Was soll ich sprechen?

Doris.

Sprich: Siehst du, wie Montan an seine Freunde denkt?
Er hat mir heute früh die Amsel gar geschenkt.
Doch nimm dich auch in Acht, und fang nicht an zu lachen.

Myrtill.

Verlaß dich nur auf mich, ich wills schon listig machen.

Doris.

Sie hat ihn in Verdacht, und ist voll Aergerniß;
Und wenn du ernsthaft sprichst: so glaubt sies ganz gewiß.

Myrtill.

Schon gut, ich will es thun, vom kleinsten bis zum grösten;
Mich hat das lose Kind zuweilen auch zum Besten.

Dort

Dort kömmt schon Galathee; sie kömmt. Montan kömmt auch.

Doris.

Geschwind verstecke dich hier hinter diesen Strauch.
Ich will zur Phyllis gehn; sie schläft dort in dem Garten.

Myrtill.

Allein, Montan kömmt ja.

Doris.

Er wird nicht lange warten.

* *

Fünfter Auftritt.

Galathee. Montan. Myrtill versteckt.

Montan.

Du läufst so gar von mir? Was ist dir, Schäferinn?

Galathee.

Ich bin beständig so, wenn ich nicht anders bin.

Montan.

Nie hab ich dich, mein Kind, noch so erzürnt gesehen.

Galathee.

Und nie geschah vielleicht, was gestern ist geschehen.

Montan.

Doch meine Galathee, was hab ich dir gethan?

Galathee.

Ich sage, laß mich gehn, und sieh mich nicht mehr an.

Montan.

Montan.

Ich bitte, rede doch.

Galathee.

Du kannst die Worte sparen.

Montan.

Wenn du nicht reden willst; wie soll ichs denn erfahren?

Galathee.

Nun, dieß gefällt mir doch, du hast Recht überley.

Montan.

Was ist denn mein Vergehn? Gesteh es doch nur frey.

Galathee.

Es reut ihn nicht einmal, er kann noch gar verlangen,
Daß ich ihm sagen soll, wie sehr er sich vergangen.

Montan.

Kind, ich erstaune ganz. Heißt dieß, du hast mich lieb?
Wo bleibt dein letzter Schwur?

Galathee.

Er bleibt, wo deiner blieb.

Montan.

Wo bleibt dein treues Herz?

Galathee.

Gar auf mein Herz zu pochen?
Nur sachte, mein Montan, dieß war zu viel gesprochen.

Montan.

Ach! meine Galathee, mein Herz, mein liebstes Kind!

Galathee.

Man höre nur einmal, was dieß für Reden sind!
Ich bin ja Phyllis nicht. Du redst vielleicht im Schlafe.

Montan.

Wer nichts verbrochen hat, den schmerzt dergleichen Strafe.
So hilft kein gutes Wort?

Galathee.

Nein, dießmal bin ich taub.

Montan.

So treffe denn das Gift Vieh, Fluren, Bäum und Laub,
Wofern ich untreu bin. Pan wird den Schwur erhören.

Galathee.

Ich hör es schon, Montan; du kannst vortrefflich schwören.

Montan.

Hat Phyllis mich gerührt, so soll mich itzt = =

Galathee.

Halt ein!
Liebst du die Phyllis nicht: so will ich untreu seyn.

Montan.

Mit Phyllis quälst du mich? Dieß soll ich auch vertragen?

Galathee.

Geh, Falscher, geh nur hin, du kannsts ihr wieder sagen.

Montan.

Ich, meine Galathee, ich falsch? Dieß ist betrübt.
Ich habe dich so treu, dich wie mein Blut geliebt,
Und nichts so sehr gewünscht, als stets um dich zu leben,
Und einst in deinem Arm mein Leben aufzugeben.
Zwey Jahre sind vorbey, seit dem kein Tag vergieng,
An dem ich dich nicht sah, nicht sprach, und nicht umfieng.
Gern ließ ich alles stehn, vergaß mit Lust der Heerden,
Und ließ oft Tag aus Nacht, dir zu gefallen, werden.
Zween Stäbe hab ich dir mit eigner Hand geschnitzt,
Und auch ein Trinkgeschirr, auf dem ein Waldgott sitzt,
Dem ich, damit es dir in allem wohlgelinge,
Nun schon so manchen Bock gebückt zum Opfer bringe.
Der Becher quälte mich fast auf ein halbes Jahr;
Oft hast du meine Hand, die wund vom Schneiden war,
Mitleidig abgewischt, bedauert und verbunden.
O Zeit! wo bist du hin? Du bist zu schnell verschwunden!
O Kind, ich bitte dich, beyn Göttern unsrer Flur,
Wer raubt mir deine Gunst? Wer ists? Gesteh es nur!
Denn dich mir treu zu sehn, will ich das Größte wagen.

Galathee.

O frage nur dein Herz, dieß wirds am besten sagen.

Montan.

Mein Herz, betrognes Kind, kennt keinen Unbestand.

Galathee.

So, so; wo hast du denn mein roth und blaues Band,
Das ich dir ehedem = = =

Montan.

Es ist um wenig Schritte:
So hol ich dir dieß Band; es liegt in meiner Hütte,
Gleich bey dem Nelkenstraus, den ich von dir empfieng,
Als ich das erstemal mit dir zum Tanze gieng.
Ich hol es, warte hier; es ist ja bald geschehen.

Galathee.

Mein Herz glaubt weiter nichts, als was die Augen sehen.

* *

Sechster Auftritt.

Galathee. Myrtill.

Myrtill.

Da siehst du, Galathee, wie gut Montan es meynt:
Sein Liebstes schenkt er mir; dieß thut so leicht kein Freund.

Galathee.

Was hat er dir geschenkt? Die Wachtel?

Myrtill.

Rathe besser!

Galathee.

Was denn? Den Hänfling?

Myrtill.

Myrtill.

Nein! Es ist noch etwas grösser.

Die Amsel, siehst du wohl?

Galathee.

Was gabst du ihm dafür?

Myrtill.

Nichts, als ein gutes Wort. Genug er gab sie mir.

Galathee.

Er hat sie ja von mir; wie kann er sie verschenken?

Wie? Thut er dieß vielleicht, um mich dadurch zu kränken?

Myrtill.

Was fragst du doch so schlimm? Weswegen wird ers thun?

Mir zur Gefälligkeit, mir was zu schenken.

Galathee.

Nun!

Dir zur Gefälligkeit? Gereicht mir dieß zur Ehre?

Ich habe schon genug!

Myrtill.

Ich dachte, was dir wäre.

Wer wird den Augenblick gleich voller Argwohn seyn?

Wenn mir die Amsel wird, so bleibt Montan doch dein.

Ich geh, und will den Hahn zur Sie in Bauer stecken;

Die Jungen bring ich dir, sobald die Alten hecken.

Galathee.

Weis her!

Myrtill.

Nimm dich in Acht; sie fliegt dir sonst davon.

Galathee.

Ja, ja! sie ists, Myrtill; sie ists, ich seh es schon.
Das Thierchen ist recht fett.

Myrtill.

Du mußt sie nicht so drücken.
Ganz locker halte sie, sie möchte sonst ersticken.

Galathee.

(Sie giebt ihm die Amsel wieder.)

Die Amsel ist erstickt; und dieß hab ich gewollt.
Ihr Schäfer wißt kaum mehr, wie ihr uns quälen sollt.
Was denkt ihr denn von uns? Ach lernt euch doch besinnen;
Denn wenn ihr Schäfer seyd, so sind wir Schäferinnen.
Nun soll sie dein, Myrtill; vergiß die Jungen nicht!
Ein Schäfer hält es stets, was er einmal verspricht.

Myrtill.

Ach ehrlicher Montan, du bist um viel gekommen!
Verstohlen hab ich ihm die Amsel weggenommen.
Wie thöricht war ich doch, daß ich sie nicht verbarg!
Wer hätte das geglaubt? Du bist auch gar zu arg.
Ich weis mir keinen Rath, zeitlebens wird michs reuen;
Der Schade ist zu groß, er kann mirs nicht verzeihen.

Galathee.

Du nahmst sie heimlich weg?

Myrtill.

Ja freylich, heute früh.

Und da mich Doris sah: so = =

Galathee.

Nun, was sagte sie?

Myrtill.

Sie hat mich angestellt, dich also zu betrügen.

Galathee.

Gut, merke dirs, Myrtill! dieß ist die Frucht vom Lügen.

Myrtill.

So gar empfindlich seyn, das steht doch auch nicht schön!
Wer Andre necken kann, muß wieder Scherz verstehn.

Galathee.

Dieß geb ich alles zu. Wer heißt dich solche Sachen?
Es kann nicht anders seyn, du mußt mich böse machen.
Ich war schon aufgebracht: drum glaubt ichs vom Montan.
Es reut mich. Sage mir, wo treff ich Doris an?

Myrtill.

Sie wird bey Phyllis seyn.

Galathee.

Bey Phyllis? bey der Stolzen?
So! jene spitzt sie zu, und die verschießt die Bolzen.

* * * * * * * * * * * * * * * * * *

Siebenter Auftritt.

Montan. Myrtill.

Montan.

Glück zu! Myrtill, Glück zu! Wie kömmts, so ganz allein?
Wo ist denn Galathee?

Myrtill.

Sie wird bey Phyllis seyn.
Ich soll, bis daß sie kömmt, bey ihrer Heerde warten.

Montan.

Ist Phyllis weit von hier?

Myrtill.

Nicht weit, sie ist im Garten.

Montan.

Ach vorhin wünscht ich dich! Es war ein rechter Zank;
Da sollt ich mit Gewalt, und wider allen Dank,
Mein Band, das Galathee, als wir den Maytanz gaben,
Mir um den Arm geknüpft, so gar verschenket haben.
Es war ihr ganzer Ernst.

Myrtill.

Wer hätte das gemeynt?

Montan.

Allein = = =

Myrtill.

Ein Wort, Montan! Ich bitte dich, mein Freund,

Bey allem, was du liebst ; ; ;

Montan.

Was willst du? Mit Vergnügen,

Wenn ich dir helfen kann, so sollst du alles kriegen,

Nur meine Amsel nicht, um die du letztens ; ; ;

Myrtill.

Nein!

Nein, ich verlange nichts; du sollst mir nur verzeihn.

Montan.

Myrtill, sey doch kein Kind; was soll ich dir vergeben?

Du hast mir nichts gethan.

Myrtill.

Versprich bey deinem Leben,

Daß du nicht böse wirst! Ich habe was gethan,

Das dir dein Lebelang kaum schlimmer träumen kann.

Ach deine Galathee ; ; ;

Montan.

Nun werd ichs bald errathen:

Du hast vielleicht gethan, was ich und sie nur thaten?

Geküßt? Drum wird sie auch davon gelaufen seyn.

War dieß ein Scherz, Myrtill? Und soll ich ihn verzeihn?

Myrtill.

Nein, dieß ists nicht, Montan.

Montan.

So möcht ichs gerne wissen,
Was du für Räthsel hast.

Myrtill.

Ach laß dichs nicht verdriessen!
Ich that es nicht allein; auch Doris ist mit schuld,
Und deine Galathee.

Montan.

Bald bricht mir die Geduld.
So sags doch nur einmal; ich will nicht böse werden.

Myrtill.

Ich selber würde mich recht ungestüm geberden,
Wenn mirs begegnet wär. Bedenke, heute früh
Nehm ich die Amsel weg, und Doris siehet sie.
Drauf spricht sie, nimm sie mit; und sprich zu Galatheen,
Montan hat mich beschenkt.

Montan.

Mich so zu hintergehen!

Myrtill.

O! dieß ist nicht genug.

Montan.

Was ist denn noch dabey?

Myrtill.

Laß sehn, spricht Galathee, obs auch die meine sey?
Sie nimmt die Amsel weg.

Montan.

Montan.

Und giebt sie dir nicht wieder?

Myrtill.

Ach nein, sie streichelt sie, geht einmal auf und nieder;
Ich seh mich um, sie spricht, das Thierchen ist recht feist,
Darauf = = =

Montan.

Ich merk es schon, ich weis, der Vogel beißt.

Myrtill.

Ach nein, sie drückt ihn todt.

Montan.

Gern, oder wider Willen?

Myrtill.

Geh, sprach sie, armes Thier, geh, du gehörst Myrtillen.
Ich gab nicht Acht darauf, und möchte fast vergehn.
Ach ehrlicher Montan!

Montan.

Nun, dieß muß ich gestehn;
Die Nachricht thut mir weh.

Myrtill.

Sie geht mir auch zu Herzen.

Montan.

Dieß heiß ich, gar zu sehr auf meine Kosten scherzen.

Myrtill.

Ich sah es nicht voraus; sonst wär es nicht geschehn.

Montan.

Wer Freunde necken will, muß auf die Sache sehn.

Myrtill.

Nun sey nur wieder gut. Ich habe Tauben fliegen;
So schön du sie verlangst, du sollst die besten kriegen.
Ich schenke dir zwey Paar mit Kronen auf dem Kopf,
Am Bauche weiß, und blau an Flügeln, Schwanz und
Kropf.

Montan.

Behalte, was du hast; die Amsel ist verlohren.
Ich bin zum Aergerniß und zum Verlust gebohren.

Myrtill.

Damit du wirklich siehst, daß mich die Sache kränkt;
So sey der Bienenstock zur Hälfte dir geschenkt,
Für den mein Vater einst sechs Lämmer ausgeschlagen.
Ja, lebte Damon noch, er könnts nicht anders sagen.

Montan.

Ich bin so geizig nicht, und sagte gern nichts mehr,
Wenn meine Galathee nur wieder freundlich wär.
Sie hat mich in Verdacht, und läßt sich nicht bedeuten:
Ich habe ja das Band; was will sie länger streiten?

Myrtill.

Sie wird es auch nicht thun. Verlasse dich auf mich;
Sie liebt dich gar zu sehr, und darum zankt sie sich.
Komm nur, wir suchen sie.

Montan.

Wir mußten auch so zaudern!
Sieh! Dort kömmt Daphne her; nun wird sie mit uns
plaudern.

* *

Achter Auftritt.

Montan. Myrtill. Daphne.

Daphne.

Ihr Kinder, treibt das Vieh doch besser in den Klee.
Doch hier ist kein Damöt, und keine Galathee;
Wo sind sie?

Myrtill.

Gar nicht weit. Wir bleiben bey den Schaafen.

Daphne.

Damöt macht mirs zu bunt. Der faule Schelm wird schlafen.
Ich war vor kurzem da, und traf ihn auch nicht an.

Myrtill.

Ach nein, er ist nicht weit, und das weis auch Montan.

Montan.

Er ist dort an dem Fluß, und putzt und hackt die Weyden.

Daphne.

Dieß gienge schon noch an; allein ich kanns nicht leiden,
Daß er die Heerde läßt, und stets was anders thut.

Montan.

O schmähle nicht auf ihn! Damöt ist warlich gut;
Er übertrifft uns stets an Fleiß und an Geschicke.

Daphne.

Ja, red ihm nur das Wort.

Montan.

So oft ich ihn erblicke:
So wird er fleißig seyn. Bald flicht er Bast und Stroh;
Bald pflanzt er einen Baum; bald rückt er diesen so,
Damit er Sonne kriegt; bald schneidet er die Reben,
Und bald umpfählt er sie; bald zieht er kleine Gräben,
Und führt die Quellen ab, daß nicht das Gras ersäuft,
Und greift in allem zu, was in den Feldbau läuft.

Daphne.

Er ist nicht ungeschickt, ich muß es selber sprechen;
Es geht ihm von der Hand. Letzt braucht ich einen Rechen:
So gleich läuft mein Damöt, und schnitzt ihn ganz geschwind,
Daß oben Zinken stehn, und unten Zinken sind.
Jüngst bracht er einen Stab geschnitzt auf beiden Seiten.
Damöt, so fang ich an, wen soll denn das bedeuten?
Stellts deine Schwester vor? Nein, spricht er lächelnd, nein!
Dieß hier bin ich, und dieß soll meine Chloris seyn.
Ich macht ihn ziemlich aus, doch war mirs nicht ums Herze;
Wenn Mütter strenge sind: so sind sies oft im Scherze.
Er sey ihr immer gut; und wenn er mit ihr spricht:
So ists ihm unvermehrt. Nur lieben soll er nicht.

Montan.

Montan.

Damöt ist nicht verliebt.

Daphne.

Dieß hab ich auch erfahren.

Montan.

Doch günstig war er ihr, seit seinen ersten Jahren.

Myrtill.

Ist das ein Unterschied, verliebt und günstig seyn?

Montan.

Ja. Bist du recht verliebt: so bleibst du nicht mehr dein.
Du wünschest, sinnst und denkst, und träumst bey hellem Tage,
Bist andern eine Last, und dir die größte Plage,
Zur Arbeit träg und faul, bey guten Freunden stumm,
Und siehst dich, wenn du siehst, nur nach der Liebsten um.
Der erste finstre Blick schlägt deinen Muth darnieder;
Dann kömmt ein holder Blick, und der belebt dich wieder.
Du bist Myrtill zugleich, und bist auch nicht Myrtill.
Kurzum; du lachst und weinst, so wie die Schöne will.

Daphne.

Ey, ey, Montan, Montan! Du magst die Liebe kennen!

Montan.

Ich kenne sie, doch nur vom Hören und vom Nennen.

Myrtill.

Was ist denn, günstig seyn?

Montan.

Montan.

O, günstig seyn ist schlecht;
Man ist einander gut, und ist es doch nicht recht.
Man sieht einander gern, und wünscht sich oft zu sehen:
Doch gehts nicht immer an; so läßt mans auch geschehen.

Myrtill.

Wenn du und Galathee nun bey einander seyd,
Was ists? Verliebt seyn?

Montan.

Nein. Nur bloße Zärtlichkeit.

Daphne.

Recht! Dieses kann ich auch von meiner Tochter glauben.
Das Zärtlichseyn ist gut; dieß will ich euch erlauben.

Myrtill.

Bey mir ist Zärtlichkeit das, was man Liebe nennt.

Daphne.

Ihr Schäfer, wißt ihr wohl, wie ihr euch helfen könnt?
Sprecht lieber, günstig seyn, sprecht, Freundschaft und dergleichen.
Genug. Ich muß nun gehn; die Zeit wird mir verstreichen.

* *

Neunter Auftritt.

Montan. Myrtill. Galathee. Doris.

Montan.

Myrtill, da kommen sie! Ich weis nicht, wie mir
wird.

Galathee.

Ach ehrlicher Montan, ich habe mich geirrt!
Es war ein andres Band. Die besten Augen trügen;
Vergib mir ein Versehn.

Montan.

Ich thu es mit Vergnügen.

Galathee.

Mein Fehler, wie du weißt, ist Hitz und Eifersucht.

Montan.

Den Fehler duld ich gern; er ist der Liebe Frucht.
Ich weis, du thusts nicht mehr, und wirst dich besser
fassen.

Galathee.

Ich hab es oft versucht, und kann es doch nicht las-
sen.

Myrtill.

Myrtill.

Ja, für die Eifersucht hilft nichts in unsrer Flur.
Euch Schäferinnen, euch, euch quält sie von Natur.
Von außen haßt ihr sie, und liebt sie doch im Herzen,
Und würdet ihr sie los, ich glaub, ihr stürbt vor Schmerzen.

Doris.

Myrtill, laß deinen Spott! Denn weißt du = =

Myrtill.

Was denn, Kind,
Daß stille Wasser gern am allertiefsten sind?
Genug ihr seyd = =

Doris.

Und was?

Myrtill.

Halb Eifersucht, halb Liebe.

Doris.

Ich wollte, daß dir auch nicht eine günstig bliebe!
Dir, der die Amsel nimmt!

Galathee.

Ach weißt du denn, Montan,
Was ich und was Myrtill = = = Du siehst mich sauer an?

Montan.

Montan.

Nein, Kind, ich zürne nicht. Myrtill hat scherzen wollen;
Der Schlaue hätts nicht thun, und dus nicht glauben sollen.
Drum traue nicht so leicht. Ich weis, du kennest mich;
Ein Herz, das redlich liebt, bleibt unveränderlich.
Du und Myrtill seyd schuld, du Doris auch nicht minder;
Doch laßts geschehen seyn, ihr bleibt noch gute Kinder.
Und siehst du, Galathee, hier ist das böse Band.

Galathee.

Montan, ich schäme mich: o thu es aus der Hand!
Ich sprach mit Phyllis itzt; mein Band hat ihr gefallen,
Sie hat eins nachgemacht, und dieß ist schuld an allen.
Drum sey nur wieder gut; ich bin Zeitlebens dein,
Mein Herz und dieser Kuß, die sollen Zeuge seyn.

Myrtill.

Wie, lose Galathee? Einander gar zu küssen?

Galathee.

Es ist ja mein Montan: wie kann dich das verdriessen?

Myrtill.

Doch Kinder, wißt ihr was; treibt fein bey Zeiten ein.
Wir wollen auf den Streit auch .... lustig seyn;

Wir essen eine Milch; dann wollen wir im Kühlen = =

Montan.

Ja nun, was wollen wir?

Myrtill.

Einmal um Pfänder spielen.

Montan.

Ich schließe mich nicht aus.

Doris.

Mir gilt es einerley.

Galathee.

Wenn mein Montan mit spielt; so bin ich auch dabey.

Myrtill.

Kannst du das Spiel, Montan? Man fragt:
Was macht die Liebe?

Montan.

Sie zankt sich, weil sie sonst nicht neu und süße bliebe.

Myrtill.

Was macht sie, Galathee?

Galathee.

Dieß weis mein Band so gar;
Verdacht, wo keiner ist.

Myrtill.

Und dieses Band redt wahr!

Beur=

Beurtheilungen einiger Fabeln aus den Belustigungen.

* *

Beurtheilungen einiger Fabeln aus den Belustigungen.

Damit diejenigen Leser, die meine Fabeln in den Belustigungen immer noch für gut halten, prüfen können, ob ich Recht habe, wenn ich nicht ihrer Meynung bin: so will ich drey derselben, die noch gar nicht die schlechtesten sind, wählen, und sie beurtheilen. Ich hoffe, zu gleicher Zeit Anfängern in der Poesie einen Dienst zu thun, und sie an meinem Exempel zu lehren, wie sie ihre eignen, oder ihrer Freunde Versuche beurtheilen, und sich nicht so fort mit den Gedanken schmeicheln sollen, daß sie für die Welt schreiben können, weil sie schreiben können.

Die erste Fabel, die ich wählen will, um die Fehler, die darinne begangen sind, um das Müßige, Undeutliche, Weitläuftige, und Gereimte zu zeigen, soll die Lerche seyn, weil ich dieses Stück, zu der Zeit da ich es verfertiget, mit einer besondern Autorliebe betrachtet habe.

Die Lerche.

1.

Bey manches Morgens hellem Schimmer
Sang Damons Lerche froh bemüht,
Mit Schmettern durch das ganze Zimmer
Dem lieben Wirth ein Morgenlied.
Und ruhte nicht, bis daß ihr Klang
Das ganze Haus erfüllt durchdrang.

2.

Einst lehnt ihr Damon zum Vergnügen
Das Thürchen nicht beym Füttern an,
So, daß sie aus dem Bauer fliegen
Und in der Stube flattern kann.
Sie fliegt, und sang sie vormals sehr,
So sang sie itzt noch dreymal mehr.

3.

Auch Vögeln ist die Freyheit lieber,
Als Kerker, welche Gold umzieht.
Sie sitzt so, daß sie gegenüber
In Damons großen Spiegel sieht.
Sie sieht sich selbst, und meynt dabey,
Daß dieses Bild die Schwester sey.

4.

Sie stutzt und regt die kleinen Schwingen.
Bald will sie fort, bald bleibt sie hier;
Dann fängt sie schmetternd an zu singen.
Drauf öffnet Damon bald die Thür.
Da dringt der Schall im Augenblick
Aus dem gewölbten Saal zurück.

5.

Sie läßt sich zwo Minuten stören;
Die Ehrsucht martert ihren Geist.
Sie meynt die Schwester selbst zu hören,
Die ihr der falsche Spiegel weist.
Drauf läßt sie sich mit sich allein
Betrogen in den Wettstreit ein.

6.

Sie singt aus ehrsuchtsvollem Grimme;
Sie zieht, sie trillert, mengt und paart
Der hellen Kehle starke Stimme
Auf hundert und auf tausend Art.
Umsonst ist ihre ganze Müh;
Stets singt das Echo so, wie sie.

7.

Noch läßt sie sich nicht kraftlos finden.
Sie singt, und will zu ihrer Pein
Eh sterben, als nicht überwinden,
Eh siegen, als am Leben seyn.
Sie singt; allein zu ihrer Schmach:
Das Echo wacht, und thut es nach.

8.

Drauf schießt sie bey dem letzten Zuge,
Die so bethörte Sängerinn,
Mit aufgebrachtem schnellen Fluge
Nach der verhaßten Freundinn hin,
Und stößt sich in der Raserey
Am Spiegel Kopf und Hirn entzwey.

9.

Hier trägt sie Damon aus der Stube.
O! spricht er, da er nachgedacht,
O! kämen die in eine Grube,
Die Ehr und Schatten umgebracht:
So würdest du wohl manchem Held,
Und manchem Weisen beygesellt.

Zuerst will ich die Handlung ausziehen. Eine Lerche singt oft ihrem lieben Wirthe, dem Damon, früh ihr Morgenlied. Einst macht er ihr bey dem Füttern aus Gefälligkeit den Bauer nicht wieder zu, damit sie herausfliegen kann; und nun singt sie noch stärker, setzt sich gegen den Spiegel über, und sieht ihr eignes Bild für einen Nebenbuhler an. Sie singt. Damon öffnet darauf die Thüre, und das Echo dringt aus dem gewölbten Saale in die Stube. Die Lerche glaubt also ihren Nebenbuhler im Spiegel zu hören, und läßt sich mit ihm in einen Wettstreit ein, bis sie endlich, da sie ihn nicht überwinden kann, in der Hitze nach dem Spiegel fliegt, und sich den Kopf zerstößt.

Die Moral. Wenn alle diejenigen, die der Ehrgeiz und ein Schatten umgebracht, sagt Damon, in eine Grube kämen, so müßtest du bey manchem Helden und Weisen liegen.

Die Handlung an und für sich betrachtet, scheint das Anziehende zu haben, in so weit sie selten, unerwartet, und doch wahrscheinlich, und endlich ein sinnliches Bild des menschlichen Ehrgeizes ist: Betrachtet mit der Moral, scheint sie gewisse Züge, oder Theile zu haben, davon man die Deutung nicht wohl einsehen kann. Die Lerche sieht sich selbst im Spiegel, und hält sich für eine fremde Lerche. Recht gut. Sie hört das Echo ihrer Stimme, und hält es für die Stimme ihres Nebenbuhlers. Auch gut.

gut. Die Lerche kann beides in der Fabel thun, weil sie es außer der Fabel zu thun scheint. Ich setze nunmehr einen ehrgeizigen Menschen an die Stelle der Lerche. Er sey ein Autor, ein Held, ein Staatsmann. Er glaubt, durch die Einbildung betrogen, daß er Nebenbuhler habe; diese zu übertreffen, strengt er seinen Ehrgeiz so lange an, bis er darunter erliegt. Ist alles richtig in dieser Vergleichung? Glaubt der Ehrgeizige nur Nebenbuhler zu haben, oder hat er sie nicht wirklich? Er hat sie; und wie der Thor immer noch einen größern Thoren findet, der seinen Werth bewundert: so findet der Ehrsüchtige immer einen noch Ehrsüchtigern, der mit kleinern oder größern Kräften ihn zu übertreffen sucht. Also harmonirt die Fabel nicht genug mit der Moral; oder sie scheint ein Körper zu seyn, der seiner Seele, der Moral, nicht genug angemessen ist. Was ist das Echo, das die Lerche für ihre eigne Stimme hält, in Ansehung des Ehrgeizigen? Das weis ich itzt eben so wenig, als ich es damals mag gewußt haben, da ich die Fabel entworfen. Wir wollen nunmehr die Stellungen der Handlung, oder die einzelnen Theile betrachten, aus denen sie zusammengesetzt ist. Ist alles, was vorgeht, so beschaffen, daß der Erfolg ohne dasselbe nicht wohl hätte geschehen können, oder daß die Erdichtung weniger anziehend geworden wäre? Es ist offenbar, daß theils müßige Theile vorhanden, theils die nothwendigen mit Zierrathen beschweret sind, welche sie nicht heben, sondern nur belästigen.

Warum muß die Lerche erst im Bauer seyn? Warum muß ihr Damon zum Vergnügen die Thüre offen lassen? Das erste deswegen, damit sie Damon herauslassen kann; und das andre deswegen, damit sie in dem Zimmer frey sitzen, und sich im Spiegel sehen kann. War das nöthig in Ansehung des Erfolgs? Nein, sie durfte nur gleich frey im Zimmer seyn, und dem Spiegel gegenüber sitzen. Dieses ist also der Punct, wo die Handlung hätte anfangen sollen, damit sie die Kürze, die nöthige Tugend der Erzählung, erhielte. Folglich sind beynahe die drey ersten Strophen müßig. Die andern Theile sind zwar nothwendig, aber mit verschiednen kleinen Umständen beladen, welche das Stück nur erweitern, ohne es zu verschönern. Hieher gehört insbesondere die siebente Strophe.

Aus diesen Critiken lassen sich die übrigen von der Art zu erzählen größten Theils schließen. Sie ist weitschweifig, und eben deswegen matt. Sie will sich durch eingeschaltete Beschreibungen beleben; aber diese Beschreibungen sind zu leer, und ermüden. Sie enthalten nichts, als das ewige Gesinge der Lerche, das eben nicht schön beschrieben ist.

In der Schreibart selbst fehlt das Leichte, Freywillige und Muntre. Braucht man noch zu fragen, warum die Fabel nichts taugt, wenn auch ihr Inhalt noch so gut wäre? Ist es nicht Fehler genug, ängstlich, und gezwun-

 gen

gen zu erzählen? Sie ist, wie viele andre aus den Belustigungen, in dem Versmaaße der Ode erzählet. Ich will gern zugeben, daß diese Versart zuweilen von dem Inhalte, zumal von einem ernsthaften, oder dem man das Ansehen des Ernstes geben will, verlanget werden kann; und wir haben gute Exempel von dieser Art. Allein in den meisten Fällen verträgt sich der Zwang der Strophen, der sich immer gleichen Zeilen, der bestimmten Ruhepuncte in den Strophen, nicht mit den Tugenden der Erzählung. Man darf, um sich davon zu überzeugen, nur einen Versuch mit einer guten Fabel, die in freyen Versen erzählet ist, machen, und sie in das Versmaaß der Ode übertragen; wie bald wird man sehen, daß die besten Stellen verloren gehen, daß dieser Gedanke in einer längern Zeile gesagt seyn will, daß er oft, wenn er nur ein Wort verliert, nicht mehr so natürlich, oder scherzhaft klingt; daß selbst die Länge und Kürze der Zeilen bald den Nachdruck, bald die Anmuth im Erzählen befördert! Und wo ist in der Strophe der Platz zu den Nebenbetrachtungen, zu einer kleinen, im Vorbeygehen angebrachten Spötterey, zu gewissen Wiederholungen und andern kleinen Schönheiten der Erzählung?

Ich will den Beweis von den Fehlern der Schreibart nunmehr im Kleinen geben.

Erste Strophe. Bey manches Morgens; sehr hart und rauh. Hellem Schimmer; hell, ein überflüßiges

flüßiges Beywort. »Die Lerche sang bey manches Mor»gens hellem Schimmer froh bemüht dem lieben Wirth »ein Morgenlied.« Was heißt froh bemüht? Mit einer Mühe, die ihr zum Vergnügen ward? Es ist gezwungen, undeutlich, und dem Reime zum Besten gesagt. Eben dieses gilt auch von dem Schimmer des Morgens, der seine Existenz hier dem Zimmer zu danken hat. Das Morgenlied scheint mir hier auch nicht schön zu seyn, ob es gleich gewiß ist, daß die Lerchen des Morgens am stärksten singen; man denkt dabey an das Abendlied. »Und ruhte nicht, bis daß ihr Klang das »ganze Haus erfüllt durchdrang.« Klang; unnatürlich. Es sollte Gesang heißen. Was bedeutet hier erfüllt? Heißt es der Klang, der das ganze Haus erfüllt hatte, oder mit dem das ganze Haus war erfüllt worden? Setzt man das Participium in dem einem oder in dem andern Falle, nach dem Sprachgebrauche, so wie es hier steht? Niemals. Also ist es undeutlich, oder wider die Grammatik; und sollte erfüllend heißen, wenn ja ein Participium gebraucht werden mußte. Und wenn es beides nicht wäre: so ist es doch überflüßig, weil in dem Worte durchdringen das Erfüllen schon enthalten ist.

Zweyte Strophe. »Einst lehnt ihr Damon zum »Vergnügen das Thürchen nicht beym Füttern an.« Anlehnen ist nicht der rechte Ausdruck, oder es sollte heißen: er lehnte es nicht wieder an; besser; er ließ

die

die Thüre offen. Aber so hätte der folgende Reim, kann, nicht bestehen können. »So, daß sie aus dem »Bauer fliegen und in der Stube flattern kann.» Das so, daß, ist sehr demonstriret, ist zu gezwungen, oder doch prosaisch. Wenn sie aus dem Bauer fliegt, so weis ich schon, daß sie in der Stube flattern kann; und wenn sie das Letzte thut, muß das Erste geschehen seyn. Ein Umstand ist überflüßig. In der Stube flattern, sagt man auch nicht, sondern lieber herumflattern. Flattern soll hier ein lachender Ausdruck seyn, thut aber keine gute Wirkung. »Und sang sie vormals sehr: so singt sie itzt »noch dreymal mehr.» Mehr, harmonirt mit dem sehr nicht, sondern mit dem Reime. Es sollte heißen: noch dreymal stärker. Die ganze Strophe ist prosaisch und gedehnt.

Dritte Strophe. »Auch Vögeln ist die Freyheit lieber als Kerker, welche Gold umzieht.» Diese Sentenz steht nicht an ihrem Orte. Kerker paßt zur Freyheit nicht gut. Es sollte Sklaverey heißen. Sie sitzt so, daß; prosaisch. Damons großer Spiegel. Wozu Damons? Kann der Spiegel iemanden anders gehören? Es wäre besser, der Spiegel hätte gar kein Beywort. »Sie sieht sich selbst und meynt dabey, daß dieses »Bild die Schwester sey.» Meynt dabey; gezwungen und gereimt. Dieses Bild; was für ein Bild? Es ist ja noch keines da gewesen, auf welches dieses ge-

hen könnte. Also ihr eignes Bild, oder das sie itzt sieht. Die Schwester. Warum Schwester? War es eine Sie? und war die singende Lerche auch eine Sie? Ueberhaupt ist der Familienname Schwester hier nichts artiges, denke ich.

Vierte Strophe. »Sie stutzt und regt, vermuthlich bewegt, die kleinen Schwingen.» Klein, ist hier ein sehr überflüßiges Beywort. Bald will sie fort; Wohin? Bald bleibt sie hier. Es sollte wohl heißen: Bald will sie auffliegen, bald hält sie sich wieder zurück. Drauf öffnet Damon bald; bald ist geflickt. Die Thür, statt der Thüre, da die folgende Zeile sich mit keinem Vocale anfängt, wie hart! »Da dringt der »Schall im Augenblick aus dem gewölbten Saal zurück.» Da, ist hier prosaisch. Im Augenblick, scheint gereimt zu seyn. Aus dem gewölbten Saal; Ist dieser Saal ein Vorsaal? Vermuthlich. Und warum öffnet Damon die Thüre zum Saale? Die Lerche hätte ja davonfliegen können?

Fünfte Strophe. »Sie läßt sich zwo Minuten »stören.» Aber warum nicht mehr, nicht weniger Minuten? Ist zu arithmetisch bestimmt. »Die Ehrsucht »martert ihren Geist.» Der Geist der Lerche, vielleicht auch das Martern, ist sehr poetisch und gezwungen. »Sie »meynt die Schwester selbst zu hören.» Die Schwester;

weg

weg damit! Selbst ist überflüßig und nur des Versmaaßes wegen da. »Die ihr der falsche Spiegel weist.« Der falsche Spiegel, weil er die Einbildung der Lerche betrog, kann poetisch richtig seyn; allein ein falscher Spiegel heißt auch so viel, als ein Spiegel, der den Gegenstand nicht getreu darstellt. »Drauf läßt sie sich mit »sich allein betrogen in den Wettstreit.« Drauf ist kurz vorher da gewesen. Betrogen; dieses Participium steht hier an keinem guten Orte, und verursacht eine Dunkelheit. In den Wettstreit; nicht den, sondern einen; ist wider die Sprache.

Sechste Strophe. »Sie singt aus ehrsuchtsvol»lem Grimme.« Grimm scheint zu viel für das Singen einer Lerche zu seyn. Vor Grimme nach dem Spiegel fliegen, dieses würde man eher sagen. »Sie zieht, »sie trillert, mengt und paart der hellen Kehle starke »Stimme, auf hundert und auf tausend Art.« Diese drey Verse betrügen auf dem ersten Anblick, und scheinen harmonisch zu seyn. Sie zieht und trillert; gehen diese Worte auch auf die Stimme? Sie zieht und trillert die Stimme; das kann wohl nicht seyn. Aber sie stehen doch so, und also sind es ambigue dicta. Sie mengt die Stimme der Kehle und paart sie. Wie kann ich eine Stimme mengen? Töne möchten wohl gemenget werden können; und doch wollen mir die gemengten und gepaarten Töne auf hundert und tausend Art

gar

gar nicht gefallen. Man sagt auf hunderttausend oder tausenderley Art im gemeinen Leben; und wenn dieses richtig ist, so ist es doch ganz prosaisch. Der Poet muß sich von der Prosa zu entfernen wissen, auch da, wenn er den niedrigsten Styl redet.

Le Stile le moins noble a pourtant sa noblesse.

Siebente Strophe. Noch läßt sie sich nicht kraftlos finden; ist gezwungen gesagt. Es soll heissen: dennoch fährt sie herzhaft fort. Sie singt und will zu ihrer Pein eh sterben, als nicht überwinden, eh siegen, als am Leben seyn. Sehr heroisch von der Lerche. Aber worauf geht das zu ihrer Pein? Auf das Sterben? Sie will also zu ihrer Pein sterben? Sehr fremd geredt. Dem einzelnen Worte, singen, sollte nicht die Redensart entgegen gesetzt stehen, am Leben seyn, sondern leben. Es ist natürlicher und verhältnißmäßiger. Wer sieht nicht, daß die Reime Pein und seyn wider das Natürliche dieser Stelle sich empört haben? Aber der Reim ist der Sklav, und der Poet der Herr.

La Rime est une esclave, & ne doit qu'obéïr.

»Sie singt; allein zu ihrer Schmach.« Schmach ist nicht das richtige Wort; Schande, Verdruß, Schimpf, oder so etwas. »Das Echo wacht;« wacht ist unnatürlich. »Und thut es nach;« thut, ist platt; warum nicht, spricht, singt u. d. gl.?

Achte

Achte Strophe. »Drauf schießt sie bey dem »letzten Zuge, die so bethörte Sängerinn, mit aufgebrach»tem schnellen Fluge, nach der verhaßten Freundinn »hin.» Drauf, schon wieder! Bey dem letzten Zuge; was ist das für ein Zug? Der Zug des Athems; oder steht Zug statt Ton? Und was heißt der letzte Zug? Soll es heißen: indem sie den letzten Ton singt, schießt sie nach dem Spiegel? Wer wird so erzählen? Die bethörte Sängerinn; bethört ist kein gewähltes Wort. Mit schnellem Fluge kann man sagen, aber wohl nicht ohne Gewaltsamkeit mit aufgebrachtem schnellen Fluge. Die verhaßte Freundinn ist langweilig, und wie das hin nicht nothwendig; und woher war sie eine Freundinn von ihr? Sie sah sie ja itzt zum erstenmale. Das Oxymoron, verhaßte Freundinn, ist also hier ein Spielwerk. »Und stößt sich in der Raserey am Spie»gel Kopf und Hirn entzwey.» In der Raserey; wer wird dieß von der Lerche sagen? Sie ist ja kein Tieger. In der Hitze stößt sie sich also am Spiegel Kopf und Hirn entzwey. Erstlich Kopf; es muß nothwendig den Kopf heißen. Alsdenn Hirn für Gehirn ist unerträglich. Und warum muß sich die arme Lerche den Kopf, und auch das Gehirn entzwey stoßen? Ich dächte, das erste wäre genug gewesen. Das Gehirn ist unnöthig, und erweckt einen ekelhaften Begriff. Endlich sagt man nicht, sich das Gehirn entzwey stoßen.

Neunte Strophe. »Hier trägt sie Damon aus »der Stube.» Wozu wird das Leichenbegängniß erwähnt?

wähnt? Um auf die Grube einen Reim zu haben? Warum trug sie Damon aus der Stube? Warum warf er sie nicht zum Fenster hinaus? Müßiger Umstand! O, spricht er, da er nachgedacht. Er muß also erst nachdenken, ehe er seinen Sittenspruch findet? Wäre es nicht natürlicher, er fiele ihm gleich ein? O, kämen die in eine Grube. Das doppelte O! scheint mir zu wichtig für diesen Fall zu seyn. Aber wem sagt er diese Betrachtung? Sich selber, oder sind Leute um ihn? Sollte Damon so figürlich mit sich selbst reden? Das ist nicht wahrscheinlich. Genug er sagt: »O kämen die in eine »Grube, die Ehr und Schatten umgebracht, so würdest »du wohl manchem Held und manchem Weisen beyge»sellt.» Was bedeutet Schatten? Den eigentlichen Schatten in Ansehung der Lerche, und den figürlichen in Ansehung des Helden und Weisen; ist also zweydeutig. Manchem Held ist wider die Grammatik; manchem Helden. Beygesellt, lieber zugesellt; wiewohl auch dieses Wort noch nicht das bequemste ist. Die ganze Betrachtung ist zwar die Hauptmoral; aber durch eine gute Wendung wollte man sie doch nur im Vorbeygehen anbringen; und dafür sollte sie natürlicher und nicht so spitzfindig gesagt seyn.

Dieses sind also die Fehler in Absicht auf die Kürze, die Deutlichkeit der Erzählung, und die nöthige Wahl der Sprache. Und wo sind denn nun die Eigenschaften

der dritten Tugend der Erzählung, nämlich der Anmuth?

Ich hätte noch viel mehr sagen können, wenn ich strenger hätte critisiren wollen. Indessen wird dieses hinlänglich seyn, den Geschmack und die Beurtheilungskraft der Anfänger zu schärfen, und diejenigen Leser, welche meine Fabeln in den Belustigungen immer noch für gut, und mich für eigensinnig gehalten haben, weil ich sie nicht habe herausgeben wollen, zu belehren, daß sie zu flüchtig, und darum zu günstig von diesen Arbeiten geurtheilet. Dieses gilt auch von den folgenden beiden Fabeln. Sie können mit ihren Anmerkungen ein Beweis seyn, daß ich sie aus Hochachtung für das Publicum und den Geschmack nicht habe sammeln wollen. Sie waren mir zu der Zeit, da ich sie schrieb, leicht zu vergeben; und es ist ein weit größerer Fehler, daß ich sie damals habe drucken lassen, als daß ich sie nicht besser gemächt habe.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Der Schäfer und die Sirene.

Ein Schäfer aus der göldnen Zeit,
Ein Thyrsis im Arkaderlande,
Trieb öfters nach des Meeres Strande,
In ruhiger Gelassenheit.
Sein treuer Hund war sein Gehülfe,
Ein kirres Lamm war seine Lust,
Und außer einem Rohr von Schilfe,
Ihm weiter kaum ein Glück bewußt.

Er kannte weder List noch Feind,
Und schlief vergnügt auf seiner Matte;
Er wünschte nichts, als was er hatte,
Und war sich selber Glück und Freund.
Ihn rührten keine Schäferinnen;
Gefiel ihm eine bey dem Spiel:
So konnte sie nichts mehr gewinnen,
Als daß sie ihm einmal gefiel.

Doch seiner Ruhe droht Gefahr!
Das Meer zeigt ihm die beste Schöne;
Er wird die nackende Sirene
Mit nie gefühlter Lust gewahr.
Er steht, und will nicht stehen bleiben;
Er sieht, verliert den freyen Sinn,
Will abwärts mit der Heerde treiben,
Und treibt nur mehr ans Ufer hin.

Zwo blauer Augen Blick und Zug,
Die schmachtend voller Wollust brannten,
Sich nach dem Angriff zaghaft wandten,
Als hätten sie nicht Muth genug;
Halb stolze, halb verschämte Minen,
In denen Ernst, Gefahr und Lust
Einander zu begegnen schienen,
Durchdrangen unsers Schäfers Brust.

Vom runden Kinne bis zur Hand,
Von weißen Hüften bis zur Stirne,
Entzückt ihn diese Wasserdirne,
An der er tausend Anmuth fand.
Nie wird sie reizend gnug beschrieben;
Der beste Riß bleibt ein Versuch.
Kurz: Sie zu sehn und nicht zu lieben,
War, wie man sagt, ein Widerspruch.

Der gute Schäfer steht zerstreut,
Vergißt sich selbst und seine Heerden,
Und klagt mit ängstlichen Geberden
Der Schönen seine Zärtlichkeit.
Dich, rief das Kind, kann ich erhitzen?
Ich soll an deiner Seite ruhn?
Ja, Freund, du sollst mein Herz besitzen,
Erbitte mich nur vom Neptun.

Der Schäfer ruft zum Gott der See:
Ein Opfer von zwo feisten Ziegen
Soll dich, Neptun, sogleich vergnügen,
Wofern ich nicht vergebens fleh.
Dir, spricht Neptun, mein Kind zu geben?
O spare Seufzer, Wunsch und Harm!
Ich gäbe dir und deinem Leben
Ein ewig Unglück in den Arm.

Der arme Thyrsis seufzt und weint,
Und klagt mit manchem bangen Schalle
Sein Leid dem nahen Wiederhalle,
Bis wiederum Neptun erscheint.
Gut, spricht Neptun, du gleichst den Knaben;
Dich blendet eine Scheingestalt.
Gut, gut, du sollst dein Unglück haben;
Denn du verlangst es mit Gewalt.

Die Nacht befördert Thyrsis Ruh,
Neptunus giebt ihm die Sirene.
Der Schäfer trägt die nasse Schöne
Entzückt nach seiner Hütte zu.
Er weis sein Glück kaum gnug zu schätzen,
Sein mattes Herz wird wieder frisch.
Der Tag erscheint. O, welch Entsetzen!
Sirene war halb Mensch, halb Fisch.

O Fabel! meynst du nicht die Welt,
Die früher liebt und eher brennet,
Als sie das Kind zur Hälfte kennet,
Das Aug und Wahn für göttlich hält?
Man liebt der Schönen Mund und Stirne,
Bis der verborgne Fisch uns schreckt,
Ihr eitles Herz, ihr leer Gehirne
Die Fehler unsrer Wahl entdeckt.

Auch diese Erzählung hat viel Müßiges, viel Mattes, und einen gewissen Firniß, der das Auge blendet. Ein Arkadischer Schäfer sieht eine Sirene auf der See, verliebt sich in sie, hält bey dem Neptun um sie an, und bekömmt sie. Dieß sind die Hauptheile der Erzählung, welche die Deutlichkeit befiehlt, und die Kürze billiget. Diese Theile sollen nun ausgebildet und verschönert werden, damit sie, gleich als auf dem Gemälde, genug ins Auge fallen, iedes nach seinem Bedürfnisse, nach der Wahrscheinlichkeit; aber auch nach der Hauptabsicht. Der Schäfer, die erste Person der Handlung, was will man von ihm wissen? Wie ruhig und zufrieden er mit seinem Stande war? Nein, man will ein Zuschauer von der Begebenheit seyn, wie er die Sirene erblickte, und sich in sie verliebte. Wäre also die Beschreibung von seiner schäferischen Zufriedenheit auch noch so schön: so würde sie doch eben deswegen wieder nicht gut seyn, weil sie hier nicht nöthig war, von der Sache, die vorgieng, nicht be-

fohlen wurde, und die Aufmerksamkeit zu lange auf sich zog.

Que jamais du sujet, le discours s'écartant,
N'aille chercher trop loin quelque mot éclatant *.

Die zweyte Hauptperson ist die Sirene. Was will man von dieser wissen? Wie schön sie war? Ja; aber unter der Bedingung, daß die Beschreibung unsre Erwartung übertreffen, daß sie nicht alltäglich seyn, daß sie nicht durch ihre Länge einschläfern muß. Die eingeschaltete Beschreibung der Sirene ist nicht neu; sie ist lang und starr. Ihr Verhalten bey der Liebeserklärung des Schäfers ist das Merkwürdigste, was man wissen will, und worauf man, wenn man von so einer Handlung ein Zuschauer wäre, am meisten Acht haben würde. Dieses Verhalten würde sich durch ihre Minen und Geberden, durch ihre kleinen Listen, daß sie thäte, als merkte sie den Schäfer nicht, daß sie sich auf der See mit einer gewissen angenommenen Sorglosigkeit etwas zu thun machte, daß sie bald ihre Locken zurückschlüge, bald im Schwimmen ihrer Schönheit eine neue Anmuth gäbe, und endlich dadurch offenbaren, daß sie mit ihm so redte, daß er hoffen und fürchten müßte, um ihn desto gewisser zu fesseln. Dieses Gemälde, weil es Handlung enthielte, würde einnehmender seyn, als die todte Beschreibung ihrer Augen, ihrer Stirne, ihrer weißen Schultern; würde aus der Materie selbst entsprossen seyn, und nichts als Wahl und

Feinheit

* BOILEAU A. P. Ch. I. v. 180.

Feinheit erfodern. Auf diese Weise hätten die beiden Hauptgegenstände der Erdichtung schön gezeigt werden können; und so hätte zugleich die Erzählung, anstatt der ernsthaften Mine, die ihr nicht läßt, die lachende und muntere, die sie verlangt, bekommen können. Der Theil der Handlung, da der Schäfer den Neptun bittet, und wieder bittet, ist in der Fabel mit kleinen Umständen beschweret, die nicht einnehmen. Man will wissen, ob der Schäfer die Sirene bekommen wird; aber man will es bald wissen. Wie es uns in der Natur als Zuschauern würde beschwerlich gewesen seyn, wenn der Schäfer und Neptun ein langes Gespräch mit einander gehalten, und unsrer Neugier Gewalt angethan hätten: so wird es auch in der Nachahmung beschwerlich. Und das heißt eben Geschmack, stets das Gehörige, das Beste zu wählen, nicht zu viel, nicht zu wenig, und doch das zu sagen, was das Vorzüglichste war. Ich will es zugeben, daß die Erzählung hin und wieder einige feine Züge hat. Aber wie wenig ist das, wenn die Hauptschönheit fehlt?

C'est peu qu'en un Ouvrage, où les fautes fourmillent,
Des traits d'ésprit semés de tems en tems petillent.
Il faut que chaque chose y soit mise en son lieu;
Que le début, la fin, répondent au milieu;
Que d'un art délicat les piéces assorties
N'y forment qu'un seul tout de diverses parties *.

 Dieses

* Ebendas. V. 175.

Dieses gilt von iedem Werke des Geschmacks, und von der kleinen Fabel so wohl, als von der größern; ja von der kleinen um desto mehr, ie geschwinder der Fehler an einem kleinen Werke in die Augen fällt. Den Fehler, daß der Schäfer nicht eher als am Morgen sieht, wer seine Sirene war, will ich nicht tadeln, da er schon so lange von andern ist getadelt worden *.

Die Erzählung leidet mehr als eine Moral, nachdem sie gewendet wird. Man kann sagen: Eine Schöne, die vor der Hochzeit eine Göttinn war, ist nach derselben oft ein schönes Ungeheuer. Man kann sagen: Wir treffen die Wahl bey unsrer Liebe sehr übereilt; wir sehen auf den äußerlichen Reiz, und untersuchen nicht, ob unter ihm nicht ein böses Herz verborgen liege. Man kann die Moral von einer andern Seite nehmen und sagen: Wenn uns die Götter stets unsre Wünsche gewährten, so gewährten sie uns nicht selten unser Unglück. Oder: unsre liebsten Wünsche sind oft die größten Thorheiten. Diejenige Deutung wird die beste seyn, die am natürlichsten aus der Erzählung fließt, und die zugleich ihres innern Werthes wegen die andern übertrifft. Es ist wahr, der

Lieb-

* Der Engländer Denis (S. *Select Fables* by Mr. Charles Denis. London 1754. auf der 203 S.) hat eben diesen Fehler begangen. Er sagt von dem Schäfer:

And now possest of all her charms,
He thinks himself the happiest man in life:
But oh! at morn he found within his arms
A monster for a wife.

Liebhaber führt oft in seiner Braut, übereilt durch seine Wahl, betrogen durch die Augen und Einbildung, ein verkleidetes schönes Unthier nach Hause. Aber so wahr es seyn mag, so würde ich doch diese Bedeutung der Fabel nicht wählen; entweder weil es zu wahr ist, oder weil es eben so wahr ist, daß sich die Liebhaberinnen mit ihren Liebhabern oft nicht weniger betrügen. Es scheint mir also eine Art der Ungerechtigkeit in dieser Klage enthalten zu seyn. Die Deutung, daß nach der Hochzeit aus der angenehmen Braut bald eine kleine Furie wird, scheint mir mit der Erzählung nicht genau übereinzustimmen, wenn man dem Schäfer nicht ein förmliches Beylager andichten will. Es würde folglich nach meinem Geschmacke die letzte Moral die vorzüglichste seyn, nämlich daß unsre feurigsten Wünsche im Grunde oft Thorheiten sind.

Ich komme nunmehr zu den Anmerkungen über den Ausdruck und Ton der Erzählung. Sie ist wieder in dem Versmaaße der Ode abgefaßt, und um wohlklingende Strophen zu machen, habe ich das Freye und Natürliche im Erzählen vernachläßiget.

Erste Strophe. »Ein Schäfer aus der göldnen »Zeit, ein Thyrsis im Arkaderlande;« die zweyte Zeile ist müßig, und das ein Thyrsis, das dialogisch schön seyn soll, eben nicht schön. Würde man gern in Prosa erzählen: Ein Schäfer, ein Thyrsis in Arkadien, trieb öfters — Giebt es außer Arkadien auch Thyrsis? Oder dichten wir unsre Schäfer, wenn wir welche schaffen,

nicht

nicht in dieses Land hinein, oder aus ihm heraus? Will man sagen: es kann ja wohl in Arkadien viele Thyrsis geben; nun so heißt ein Thyrsis, der Bedeutung nach, nichts mehr als ein Schäfer, und dieß steht in der ersten Zeile. Im Arkaderlande; nicht gut gesagt, so wie man nicht sagen würde, im Sicilerlande. Kurz, man erinnert sich bey dem Arkaderlande an das alte Lied: Der tapfre Fürst im Bayerlande. »In ruhiger Gelassenheit.« Dieser Vers ist sehr nachgeschleppt; er sollte in den Gedanken hineingeschoben seyn, und also vor dem Meeresstrande stehen. Gelassenheit ist zu wenig; Zufriedenheit sollte das Wort seyn. Durch das Wort ruhig wächst die Idee der Gelassenheit, oder ihr Nachdruck nicht. Ueberhaupt ist Gelassenheit nicht das rechte Wort. »Sein treuer Hund war sein Gehülfe u. s. w.« Diese vier Zeilen, und die nächstfolgenden viere aus der andern Strophe sind ein Zierrath, der nicht zur Sache gehört. Der Schäfer mochte das seyn und haben oder nicht, was in dieser Beschreibung steht: so konnte er sich doch allemal in die Sirene verlieben. Endlich setzt man voraus, daß ein arkadischer Schäfer ein zufriednes Geschöpf ist; man muß es daher nicht weitläuftig erweisen, sondern nur im Vorbeygehen erwähnen, wenn es nicht die Absicht der Materie besonders befiehlt. Es mag also diese Beschreibung, einzeln betrachtet, noch so gut seyn: so ist sie es hier doch deswegen nicht, weil sie nicht das Bedürfniß des Stücks, sondern des Poeten ist, der seine Ge-

schick-

schicklichkeit im Beschreiben ohne Ruf hat wollen sehen lassen; das heißt Quintilian lasciuiam ingenii, wenn er den Ovid von dieser Seite her tadelt. Was überflüßig ist, ist allemal verwerflich, wenn es auch noch so schön wäre; und diese Beschreibung ist unstreitig überflüßig, und zu lang.

- - - Recideret omne quod vltra
Perfectum traheretur - - -

sagt Horaz* vom Lucil, wenn er wieder aufstehn und seine Gedichte verbessern sollte. Endlich verräth das Rohr von Schilfe den Reim zu sehr. »Er kannte weder List noch »Feind.« Das versteht sich. In Arkadien betrügt und verfolgt man sich nicht. »Er schlief vergnügt auf seiner »Matte;« ist wenig gesagt. »Er wünschte nichts, als »was er hatte« Diese Beschreibung würde genug zu dem Character des Schäfers gewesen seyn, wenn sie richtiger gesagt wäre. »Und war sich selber Glück und »Freund.« Was soll Freund hier heißen? Er liebte sich selbst am meisten? Nein, und also dieses: er brauchte und suchte keine Freunde. Das ist wider die Natur, und also auch wider die Natur der Schäfer. Thyrsis wäre ein Anachoret, und kein Schäfer gewesen, wenn dieser Umstand wahr seyn könnte.

Dritte

* L. I. Sat. 10. und BOILEAU A. P. Ch. I. v. 61.
Tout ce qu' on dit de trop est fade & rebutant:
L' esprit rassassié le rejette à l' instant.

Dritte Strophe. »Doch seiner Ruhe droht Gefahr! Das Meer zeigt ihm die beste Schöne.» Das Beywort beste ist matt. »Er wird die nackende Sirene »mit niegefühlter Lust gewahr.„ Mit niegefühlter Lust; worauf bezieht sich diese Lust? Ueberhaupt auf alle seine Lust, die er ie empfunden? Oder soll er sonst schon die Sirene gesehen, und nie so viel bey ihrem Anblicke empfunden haben? Es ist also zweydeutig; redarguet ambigue dicta. Er verliert den freyen Sinn, anstatt seine Freyheit, ist gezwungen und unrichtig.

Die vierte und fünfte Strophe enthalten wiederum eine gedehnte Beschreibung der Sirene. »Zwo »blauer Augen Blick und Zug, die schmachtend voller »Wollust brannten, sich nach dem Angriff zaghaft wand»ten, als hätten sie nicht Muth genug.» Zwo blauer Augen; nicht zwo, sondern zwey. Sagt man: Doris hat zwey schöne blaue Augen? Kann sie derselben wohl mehr oder weniger haben? Ein paar blaue Augen, ja, das spricht man. Der Blick und Zug dieser blauen Augen durchdrangen die Brust des Schäfers. Was ist der Zug der Augen? Soll es das Anziehen heißen, so ist es erbärmlich gesagt. Und wie kann das Anziehen der Augen die Brust durchdringen? Ich mag wohl nicht viel dabey gedacht haben, sonst würde mehr Klarheit in dem Ausdrucke seyn.

Ce que l' on conçoit bien, s' énonce clairement,
Et les mots, pour le dire, arrivent aisément *.

Diese

* Ebendas. V. 153.

Diese Augen brannten voller Wollust; gut. Sie brannten schmachtend voller Wollust. Geht schmachtend auf voller Wollust, oder bezieht es sich aufs Brennen? — »Sich nach dem Angriff zaghaft wandten, als hätten sie »nicht Muth genug.« Erst sind die Augen Flammen, nun werden sie so gleich Streiter. »Halbstolze, halbverschäm»te Minen, in denen Ernst, Gefahr und Lust einander zu »begegnen schienen.« Welches Gemälde der Minen! Halbstolz, halb verschämt, dieß läßt sich denken, und also auch malen. In diesen Minen ist über den Stolz und die Verschämtheit erstlich Ernst. Was heißt Ernst hier? Eine ernsthafte Mine? Diese ist schon im Stolze. Oder heißt Ernst, weil Gefahr darauf folgt, gar so viel als Muth? Oder ist es dem Scherze entgegen gesetzt, und heißt also: es war den Minen ein Ernst, den Schäfer zu rühren? Das weis ich nicht, und mag es auch nicht wissen. In diesen Minen begegnen also erst der Ernst, und dann die Gefahr, und auch die Lust einander. Was ist Lust? Heißt es Freude, Vergnügen, Reiz, oder Wollust? Vermuthlich das Letzte? Und wie begegnen denn nun diese personificirten Begriffe einander? Brust, anstatt Herz, ist sehr hoch bey dieser Gelegenheit, und durchdringen ist eben nicht schön. Ihre Blicke, ihre Minen durchdringen meine Brust. Hört man keinen Zwang bey diesem Ausdrucke? Diese Wasserdirne, ein garstiges Wort, des Reims wegen herbeygezogen, »entzückt ihn »vom runden Kinne bis zur Hand, von weißen Hüften

»bis

»bis zur Stirne.» Nicht viel Idee, und sehr viel Worte. So verliert sich unter der Menge von Blättern eine unreife Frucht. Warum fängt die Beschreibung vom Kinne an zu visiren, bis auf die Hand? Man sagt vom Haupte bis zum Fuße, und vom Fuße bis zum Haupte, weil dieses die äußersten Theile sind, die einander entgegen stehen; aber das Kinn und die Hand sind es nicht. Das Kinn, in so weit es bloß rund ist, ist eben noch nicht schön; ich kann eben so wohl der runde Arm sagen. Da das Kinn ein Beywort hat, warum es den Schäfer entzückt: so sollte die Hand ebenfalls ein Beywort, oder eine kleine Erhöhung haben. »Von weißen Hüften bis zur Stirne.» Erstlich fehlt der Artikel den, von den weissen Hüften, der nach den Sprachgesetzen hier durchaus nicht fehlen kann. Ferner ist das Beywort weiß wieder kein ausdrückendes eigenthümliches Beywort. Sind nur die Hüften weiß? Nicht auch die Hand und die Stirne? Endlich sollte die Stirne ebenfalls ein Beywort haben, wie die Hüften eins hatten. Die Hüften und die Stirne stehen auch in keinem Verhältnisse, und das Wort Hüften ist wider den willkührlichen Wohlstand. »An der „er tausend Anmuth fand.» Nachdem schon die Wirkung, das Entzücken, vorhergegangen, kömmt endlich die Ursache hintennach geschlichen, daß er tausend Anmuth an der Schönen fand. Ueberdieses ist das finden, und das tausend sehr prosaisch. »Nie wird sie reizend gnug be»schrieben.» Das sieht man aus der Beschreibung selber.

ber. »Der beste Riß bleibt ein Versuch.« Riß für Abriß, Abbildung; nicht gut. Versuch; es sollte hier unstreitig heißen unvollkommnes Gemälde, Schattenwerk, u. d. gl. Beide Verse stehn der folgenden wegen da: »Kurz, sie zu sehn und nicht zu lieben, war, wie man sagt, »ein Widerspruch.« Kann ich sagen: Ich sah das Frauenzimmer, sie war außerordentlich schön, und es war ein Widerspruch, sie zu sehn und nicht zu lieben? Oder würde man nicht sprechen: und es war mir unmöglich, sie zu sehen und nicht zu lieben? Im Präsenti kann der Ausdruck richtig seyn: sie zu sehen und nicht zu lieben, widerspricht sich; und doch würde ich nicht sagen, ist ein Widerspruch, lieber, etwas widersprechendes.

Sechste Strophe. »Der gute Schäfer steht zer»streut, vergißt sich selbst und seine Heerden.« Erst die Heerden, und dann sich. Wenn ich mich vergesse, so ist es nichts neues, daß ich das vergesse, was um mich herum ist. »Und klagt mit ängstlichen Geberden der »Schönen seine Zärtlichkeit.« Aengstlich ist zu hochgetrie»ben; und ängstliche Geberden rühren auch nicht sehr. »Warum nicht lieber schüchterne, furchtsame Geberden? Diese sind der geschwinden Liebe eigen.« Dich, rief das Kind, kann ich erhitzen?« Was für ein Kind? Die Sirene? Die Schöne also, oder das schöne Kind, und nicht das Kind allein. Kann ich erhitzen, ist sehr romanmäßig; eben so wohl als das, an deiner Seite

 ruhn.

ruhn. Der Schäfer hat ja noch nicht gesagt, daß sie an seiner Seite ruhn soll; warum ist sie so voreilig? Sollte eine Sirene nicht schlauer antworten? Ich dächte es.

Siebente Strophe. »Der Schäfer ruft zum Gott der See: Ein Opfer von zwo feisten Ziegen.« Warum feist und nicht fett? und warum ein Opfer von Ziegen? Opfern etwan die Schäfer dem Neptun eingeführter maßen Ziegen, oder werden ihm nicht vielmehr Stiere und Pferde geopfert? Und warum zwo? »Soll dich, »Neptun, so gleich vergnügen.« Das so gleich ist sehr pünctlich, contractmäßig, und verräth eine große Meynung von seinem Opfer; und das vergnügen ist sehr gezwungen, und wegen der Ziegen aufgesucht. »Wofern »ich nicht vergebens fleh;« klingt zu drohend. »Dir, »spricht Neptun, mein Kind zu geben?« Neptun redet hier wie ein guter ehrlicher Bürger. Ist Sirene seine Tochter? »O, spare Seufzer, Wunsch und Harm.« In dieser Zeile drückt sich Neptun poetischer aus. Er redet in der Figur, die man Gradation oder Cumulation nennt; aber sie ist ihm nicht recht geglückt. Spare deine Seufzer und deine Wünsche, hätte er sagen können; aber spare deinen Harm, dieß hat er des Reims wegen gesagt, sonst würde er das undialogische Wort nicht gebraucht haben. »Ich gäbe dir und deinem Leben ein »ewig Unglück in den Arm.« Daß er ihm das Unglück in den Arm gäbe, wäre schon genug; aber seinem Leben in den Arm, da hat Neptun gar nichts gesagt.

»Der

»Der arme Thyrsis seufzt und weint.« Thränen möchte Thyrsis wohl vergiessen, nur nicht weinen. »Und »klagt mit manchem bangen Schalle sein Leid dem nahen »Wiederhalle, bis wiederum Neptun erscheint.« Mit manchem bangen Schalle, ist gereimt und hart. Dem nahen Wiederhalle; wo war der Wiederhall? auf der See, oder auf der Flur? »Bis wiederum Neptun er»scheint.« Wenn ich auch die Versetzung des wiederum nicht tadeln will, so ist es doch wenigstens kein Wort für die Poesie. In wie langer Zeit ist Neptun nicht wiederum erschienen? Hat der Schäfer stets dem Wiederhalle sein Leid indessen geklagt? Die Antwort des Neptuns ist den Versen nach gut, dem Inhalte nach sehr philosophisch und docirend.

»Die Nacht befördert Thyrsis Ruh.« Ist Ruhe hier der Schlaf, weil die Nacht die Ursache davon ist, oder heißt es Vergnügen, Glück? »Neptunus giebt ihm »die Sirene.« Auf was für Weise? »Der Schäfer trägt die nasse Schöne entzückt nach seiner Hütte zu,« und merkt es also nicht, daß sie halb Fisch ist? nicht eher, als bis der Tag erscheint? »Sein mattes Herz wird »wieder frisch.« Gezwungen, und mehr noch, als gezwungen.

»O Fabel! meynst du nicht die Welt, die früher liebt »und eher brennet.« Welt, es gehet ja nicht auf die ganze Welt, sondern nur auf die Mannspersonen. Das

 brennet

brennet ist kein schönes Wort, und sagt ohnedem nichts mehr als das liebet. »Als sie das Kind zur Hälfte ken»net, das Aug und Wahn für göttlich hält.» Das Kind anstatt Schöne; unnatürlich. Zur Hälfte kennet; ist unedel ausgedrückt. Aug ohne Artikel, und statt die Augen, ist hart. »Man liebt der Schönen Mund und »Stirne.» Hier sind die Theile für das Ganze, für das Gesicht gesetzt; aber mit eben dem Rechte könnte man auch sagen, die Augen und Wangen. Der Mund und die Stirne sind nicht die vornehmsten Theile; und wenn sie noch so schön wären, und das Gesicht wäre mit einer ungestalten Nase bedeckt, so würde es wohl nicht gefallen. Indessen will ich dadurch nicht läugnen, daß man sich in einzelne Theile, in ein paar schöne Augen, in einen schönen Mund verlieben kann; allein daß die Stirne hier dem Reime Gehirne zu Liebe da steht, dieß ist offenbar.

Ich will es genug seyn lassen. Glaubt man, daß ich zu strenge gewesen bin, so antworte ich, daß man gegen das Mittelmäßige nie zu strenge seyn kann. Nur alsdenn verdienen wenige und kleine Fehler Nachsicht, wenn sie durch große Schönheiten vergütet werden.

Der

Der Sperling und die Taube.

1.

Ein Vogel unverschämter Zucht,
Der lieber stiehlt, als Arbeit sucht,
Ein Sperling half den frommen Tauben
Oft ihre Kost vom Schlage rauben.
Früh, wenn beym ersten Sonnenschein
Der Hauswirth sang und Futter streute,
Fand er sich an des Schlages Seite
Mehr frech als scheu zum Frühstück ein.

2.

Die Tauben sagten erst kein Wort;
Dann scheuchten sie den Fremdling fort;
Doch kam das schelmische Gefieder,
Wo heute nicht, gleich morgen wieder.
Drauf nahm sich aus dem Taubenchor
Die ältste von den stillen Thieren,
Des Unrechts ihn zu überführen,
Mehr redlich, als gekünstelt vor.

3.

Sie war des ganzen Schlages Preis,
An Hals und Brust wie Schnee so weis,
Im blauen Schwanz und blauen Flügeln
Schien sich ihr Mann oft zu bespiegeln.
Sie trug die Brust gewölbt und frey,
Die schönsten Latschen an den Füßen;
Sie konnt auch alt noch zärtlich küssen,
War schön, und doch dem Manne treu.

4.

Noch größre Dinge zierten sie.
Sie hatte mit geschickter Müh
Wohl zwanzig Kinder aufgezogen,
Die ihr zum Ruhm im Schlage flogen.
Sie nahm sie zeitig mit ins Feld,
Sie ließ sie nie zu Schaden fliegen.
Die Körner, die in Furchen liegen,
Die, lehrte sie, sind euch bestellt.

5.

Von dieser wird das Werk gewagt.
Der Sperling kömmt, noch eh es tagt.
Nicht ungestüm und auch nicht blöde
Setzt sie den fremden Gast zur Rede.
Bist du, so fragt sie, tugendhaft?
Mit deiner Nahrung unzufrieden
Nimmst du, was mir und den beschieden?
Dieß ist der Bösen Eigenschaft!

6.

Der Sperling ward so gleich gerührt;
Nur bin ich noch nicht überführt,
Ob mehr ihr Ansehn, oder Sagen,
Zu diesem Siege beygetragen.
Die Ueberzeugung war geschehn;
Ihm fällt das Korn aus seinem Munde.
O, spricht er, gleich von dieser Stunde
Sollst du mich nun verändert sehn!

7.

Er hält sein Wort auch ohne Schwur,
Und zwingt die lüsterne Natur;
Und ob er öfters füttern sahe,
Kam er doch nie dem Schlage nahe.
Die Gärten stillten seine Lust;
Denn junge Schoten auszureißen,
Die besten Kirschen anzubeißen,
Hat nie ein Spaz so gut gewußt.

8.

Einst frißt er in der schönsten Ruh.
Da sieht ihm unsre Taube zu,
Und spricht: Wie klug weißt du im Sitzen
Der Fremden Frucht bequem zu nützen!
Der Sperling hüpft so gleich empor:
Nun, schreyt er, kannst du mich noch hassen?
Hab ich mein Laster nicht gelassen?
Bin ich nicht frömmer, als zuvor?

9.

Du frömmer? Rief die Taube nach.
Du bist noch eben deine Schmach,
Du bist, wie sonst, der geile Fresser,
Und scheinst dir nur vergebens besser.
Dir wohnt dein böser Trieb noch bey;
Du stillst ihn nur mit andern Dingen,
Und suchst dir schmeichelnd beyzubringen,
Daß deine Brust gebessert sey.

10.

Bald, Plato, trifft dein Ausspruch ein:
Die Tugend scheint ein Tausch zu seyn;
Ein Laster wird itzt ausgetrieben,
Ein andres fängt man an zu lieben.
Der Weichling flieht den geilen Scherz,
Wird karg, und nennt sich fromm und klüger.
Wer ist der listigste Betrüger?
Ists nicht des Menschen eignes Herz?

Die ganze Anlage. Ein Sperling frißt oft den Tauben das Futter weg. Eine der Tauben wagt es, ihm seine Unbilligkeit vorzustellen. Er verspricht Besserung. Sie sieht ihn darauf auf einem Kirschbaume sitzen; und er fragt, ob er nicht sein Wort gehalten hätte, und frömmer geworden wäre? Sie antwortet ihm: Nein, denn du hast noch die vorige Neigung, und stillst sie nur mit andern Dingen. Die Moral. Unsre Tugend ist die meistenmale ein Tausch. Man verläßt ein Laster, und wählt dafür ein andres. Welcher Betrug!

Gesetzt, diese Erfindung wäre richtig und sinnbildlich genug: so würde sie doch nicht gefallen. Das Anziehende fehlt ihr. Allein das Richtige und Allegorische scheint ihr auch zu fehlen. Was soll z. E. der Sperling fressen, wenn er auf den Bäumen und auf dem Felde gar keine Frucht berauben soll? Und wenn er dieses thun darf, so ist seine Handlung kein Bild einer unerlaubten menschli-

chen

chen Handlung. Ich sage: »Der Weichling flieht den »geilen Scherz, wird karg und nennt sich fromm und klü»ger«. Dieses Exempel hat keinen Gegenstand an dem Sperlinge. Der Sperling hat seine Neigung mit keiner andern vertauscht. Er ist immer noch genäschig. Er stillt seine Neigung der Leckerey nur durch andre Dinge. Aber dieß alles bey Seite gesetzt; ist die Ausführung, die Art zu erzählen gut? Nichts weniger. Die Erzählung hat wiederum viel Müßiges und Langweiliges; z. E. die Beschreibung der Taube in zwo Strophen. Es ist ferner zu weit bey der Erzählung ausgeholt. Ein Fehler, den viele meiner Fabeln in den Belustigungen haben! Anders zu reden, die Fabel ist nicht kurz genug, weil Umstände eingeschaltet sind, ohne welche man das Folgende hätte verstehen können. Sollten diese Umstände ja nothwendig scheinen, so mußten sie munter und lebhaft gesagt werden; und alsdenn hätte man sie des Muntern wegen ungern entbehrt. Dieß habe ich nicht gethan. Es ist trockner Ernst. Alles was in den ersten vier Strophen und in der Hälfte der fünften steht, sollte, wenn der Anfang der Erzählung aus dem Gesichtspuncte der Absicht bestimmt wird, so eingerichtet seyn: Ein Sperling fraß oft den Tauben das Futter mit weg. Eine von den Tauben redte ihn deswegen also an. Ich weis auch nicht, warum der Redner eben eine Taube, und kein Tauber ist. Der letzte scheint mehr Recht dazu zu haben.

Die Sprache der Erzählung. Sie ist zu trocken und schwerfällig. Sie ist nicht munter, nicht naif. Fehlers

genug! Sie ist gezwungen, oft von dem Reime, oft von dem Sylbenmaaße, selten von der Sache erzeugt.

Erste Strophe. »Ein Vogel unverschämter Zucht.« Eine gezwungene Beschreibung! Was heißt Zucht? Heißt es von einem unverschämten Geschlechte, oder soll Zucht, Sitten bedeuten? »Der lieber stiehlt, als Arbeit sucht;« sollte heißen, als arbeitet. Stehlen gefällt mir auch nicht. »Ein Sperling half den frommen Tauben oft ihre Kost »vom Schlage rauben.« Half rauben, anstatt er raubte, ist der liebe Reim. Half rauben, heißt, er raubte mit andern. Wo steht etwas davon? Soll der Leser mehr Sperlinge oder andre Vögel in Gedanken hinzusetzen? »Früh, wenn »beym ersten Sonnenschein der Hauswirth sang und Fut»ter streute, fand er sich an des Schlages Seite mehr frech »als scheu zum Frühstück ein.« Beym ersten Sonnenschein; nicht gut gesagt, zu prosaisch; ferner nicht nöthig, außer weil der Reim ein den Sonnenschein verlangte. Der Hauswirth sang; dieser kleine Umstand hätte, da er nichts zur Sache beyträgt, wenigstens nicht so vorherlaufen, sondern lieber durch singend angegeben werden sollen. Futter streute; fütterte, wäre natürlicher, aber so hätte ich nicht Seite darauf reimen können. Mehr frech als scheu. Welcher Gegensatz! Welches Gedrechselte! Warum nicht lieber dreist, unverschämt? Er fand sich zum Frühstück ein. Das sich einfinden und das Frühstück, welches die Sprache munter machen soll, sticht zu sehr gegen den Ernst der vorhergehenden Rede ab. Das heißt, auf eine dunkle

Farbe

Farbe gleich eine sehr helle erscheinen lassen, ohne daß sie sich verlaufen.

Die ganze zweyte Strophe ist nicht nöthig. Und wenn der Umstand nöthig wäre, müßte er kürzer zusammengezogen seyn. Fremdling ist nicht das rechte Wort. Der Sperling ist der Taube kein Fremdling. Schelmische Gefieder. Was ist hier Gefieder? Wo heute nicht, gleich morgen; langweilig. Das Taubenchor ist sehr poetisch. Im Scherze gieng es an. »Die ältste von den stillen Thie»ren.» Wer wird die Tauben durch stille Thiere beschreiben? So kann ich die Hüner, die Schaafe und alles ebenfalls stille Thiere nennen. Lieber nichts gesagt, als die Idee von den Tauben beschwerlich gemacht. Aber ich mußte auf überführen reimen. »Mehr redlich als gekünstelt vor.» Wozu das? Den Vers voll zu machen. Soll das gekünstelt eine Satyre auf die schlechten Redner seyn? Wer konnte sie hier erwarten? Wie sind redlich und gekünstelt einander entgegen gesetzt? Natürlich gieng nicht in den Vers. Wie kann ich mir gekünstelt etwas vornehmen? Das weis ich nicht. Gekünstelt etwas thun, das geht an, und die ganze Fabel ist ein Beweis davon.

Nun kömmt die langweilige Beschreibung der Taube. Gesetzt, sie wäre überhaupt gut: so ist sie doch an diesem Orte zu lang. Der Leser wird aufgehalten und ermüdet. Dieß ist nicht die Absicht der Beschreibungen. Wer schmückt kleine Theile so aus, daß sie das Auge von den größern und wichtigern Theilen abziehn? War der Schmuck hier nöthig? Die Taube mochte schön seyn oder nicht; sie konnte sagen, was

was sie saget. Ihr sittlicher Lobspruch in der folgenden Strophe scheint sich mehr mit der Absicht zu vertragen. Einer Taube, die einen so guten bürgerlichen Character hat, läßt es am natürlichsten, dem Sperlinge eine Strafpredigt zu halten. Aber warum straft sie ihn? Darum, daß er ihr das Futter vom Schlage wegfraß. Braucht man, dieses zu thun, einen moralisch guten Character? Endlich, ist die Beschreibung schön? Sie kann es nicht seyn, wenn sie zu lang und außer ihrem Orte ist. Wir wollen sie nach ihren einzelnen Zügen durchgehn, und nach den Farben. »An Hals und Brust wie Schnee so weiß.« Sie hatte also einen weißen Hals. »Im blauen Schwanz und blauen »Flügeln schien sich ihr Mann oft zu bespiegeln.« Sie hatte blaue Flügel und einen solchen Schwanz, in dem sich ihr Mann (warum Mann?) oft zu bespiegeln schien. Warum nur schien? That ers nicht wirklich, wenn die Sache anders angeht? Oder mußte ich den Infinitivum spiegeln zu Flügeln haben? »Sie trug die Brust gewölbt und frey.« Die Brust frey tragen, geht an. Gewölbt tragen, geht dieß auch an? Vielleicht bey den Tauben. »Die schönsten »Latschen an den Füßen.« Sie trug also Latschen, und zwar an den Füßen. Ist trug das rechte Wort? Sagt man die Taube hat Latschen an den Füßen, oder sie trägt? Man fällt beynahe durch das Wort tragen auf Bärlatschen oder Filzschuhe. »Sie konnt auch alt noch zärtlich küssen, »war schön, und doch dem Manne treu.« Ist treu zu seyn eine große Tugend für Alte? Wozu also dieser doppelte Umstand? Soll es Satyre seyn? Oder ist es nur Ueppigkeit des

Witzes,

Witzes, da man einen Einfall nicht zurückhalten kann, weil er uns gefällt, ohne zu fragen, ob ihn die Sache gern verträgt? »Noch größre Dinge zierten sie.« Die Dinge schicken sich weder auf das Vorhergehende, noch auf das Nachfolgende. Sind das Dinge, daß sie einen weißen Hals und blaue Flügel hatte? Sind das Dinge, daß sie ihre Kinder mit ins Feld nahm und sie nicht zu Schaden fliegen ließ? Mit geschickter Müh, ist gezwungen. Wohl; ist hier matt, prosaisch. Zwanzig Kinder; nicht schön. »Die Körner, die »in Furchen liegen, die, lehrte sie, sind euch bestellt.« Das lehrte sie, ist hart, gezwungen. Sind euch bestellt, anstatt sind für euch, ist Reim, ist Undeutsch. In Furchen; nein, in den Furchen. Nicht ungestüm und auch nicht blöde. Wieder ein frostiger Gegensatz des Verses und Reims wegen! »Bist du, so fragt sie, tugendhaft?« Die ganze Rede ist schlecht. Ich hätte besser gethan, ich hätte keine so schöne Taube auftreten lassen. Tugendhaft ist zu menschlich, zu philosophisch. »Was mir und den beschieden,« nämlich ist, das hier nicht fehlen kann. Und wer sind die den? Vermuthlich die Umstehenden, also denen, diesen; Undeutsch, wider die Grammatik! Du nimmst, was mir und den beschieden ist; hätte es trockner gesagt werden können? Ist es nicht schon wieder der Reim? Dieß ist der Bösen Eigenschaft. Herzlich matt, trocken, gereimt.

»Der Sperling ward so gleich gerührt.« Darüber kann man sich mit Recht wundern. Doch die Sperlinge sehen vielleicht nicht auf die Beredsamkeit, sondern auf die Sachen. »Nur bin ich noch nicht überführt, ob mehr ihr Ansehn oder

»Sagen

»Sagen zu diesem Siege beygetragen.» Es scheint als hätte ichs gefühlt, daß die Rede der Taube nichts taugt. Aber ich hätte doch den schläfrigen Vers, Nur bin ich noch nicht überführt auch fühlen sollen, um ihn wegzulassen. »Ob mehr ihr Ansehn oder Sagen.» Das Sagen anstatt ihre Rede, ist hier eine Freyheit, die der Reim entschuldigt. »Zu diesem Siege beygetragen.» Beygetragen ist nebst dem ob mehr durchaus matt, prosaisch; und Sieg schickt sich hieher nicht. Die Ueberzeugung war geschehn. Da schon der Sieg erwähnet worden, so ist dieses sehr kraftlos. »Gleich von dieser Stunde.» Das gleich ist nicht schön. Nun in der folgenden Zeile, ist ein leeres Wort. »Er hält »sein Wort auch ohne Schwur.» Ohne Schwur; wieder der Reim! »Und ob er öfters füttern sahe.» Das ob er, anstatt ob er gleich, ist unrichtig und matt. »Kam er doch »nie dem Schlage nahe;» nahe, es sollte wohl nah, oder zu nah heißen. »Einst frißt er in der schönsten Ruh;» schönste Ruh, schlecht gesagt. Großer Verdacht, daß es der Reim sagt, und nicht der Autor. »Da sieht ihm unsre Taube zu.» Schläfrig verbunden! »Wie klug weißt du im Sitzen.» Im Sitzen, merkwürdiger Umstand! Endlich warum nicht sitzend? »Der fremden Frucht bequem zu nützen.» Harter, unnatürlicher Ausdruck! Die Frucht der Fremden bequem nützen; und das von einem Sperlinge gesagt? Wäre es nicht besser: wie gut läßt du dir die fremden Früchte schmecken? Aber auf schmecken war gleich kein Reim da. »Der Sperling hüpft so gleich empor. Hüpft empor, wo war er? Er saß. Wo saß er? In den Kirschen oder in den

Scho-

Schoten? Er hüpft also in die Höhe, und nicht empor. Dieß ist fremd. Und warum hüpft er empor? Ist es nöthig? Ist der Umstand gebraucht worden? »Hab ich mein Laster nicht »gelassen.« Mein Laster; zu arg! Frömmer als zuvor, ist nicht die rechte Sprache. »Du frömmer? rief die Taube nach.« Warum nach? Ist es nicht an rief genug? Sieht der Leser nicht, daß du frömmer? eine Wiederholung ist? »Du bist noch eben deine Schmach.« Das ist sehr poetisch geredt, bis auf das eben; das schickt sich in den fremden Ton, du bist deine Schmach, nicht recht gut. Der geile Fresser ist sehr niedrig gegen: du bist deine Schmach. Ist zu grob geschmält. Das heißt die Natur ergreifen, nicht schön nachahmen. »Dir wohnt dein böser Trieb noch bey.« Beywohnen; ein böser Trieb wohnt mir bey; ist das die Sprache des Lebens? Es ist wohl gar keine Sprache. »Und suchst dir »schmeichelnd beyzubringen.« Beyzubringen; gereimt, anstatt dich zu bereden. Dieß war das Wort. »Daß deine »Brust gebessert sey,« Brust, sehr poetisch anstatt Herz.

Die Moral hat überhaupt eine sehr gelehrte Mine, und also die Mine, die sie nicht haben soll. »Bald, Plato, trifft »dein Ausspruch ein, die Tugend scheint ein Tausch zu seyn.« Gelehrt! Plato hat es gesagt. Warum trifft die Sache nur bald ein? Ich dächte, sie träfe oft ein. Ist also nicht richtig gedacht, oder nicht recht geredt. »Ein Laster wird itzt »ausgetrieben.« Austreiben ist platt; vertrieben sollte es heißen. »Der Weichling flieht den geilen Scherz.« Was ist der geile Scherz? Vermuthlich die Wollust. Heißt die Wollust ein geiler Scherz? Der letzte Vers wird sich vermuthlich

muthlich mit Herz schließen. »Wird karg und nennt sich »fromm und klüger.« Klüger; gezwungen. Die ganze Moral hätte heißen sollen: Wie oft ist unsre Tugend ein Tausch mit unsern Lastern! Eins lassen wir, ergreifen ein andres, und bereden uns, besser zu seyn. Wie sehr betrügt sich das menschliche Herz!

Das sind die vornehmsten Fehler, und wo sind denn die Schönheiten? Gesetzt, alle diese Fehler wären nicht da; würde die Fabel darum schön seyn? Sie könnte noch mittelmässig, das heißt elend seyn. Wo ist wiederum das Natürliche und Leichte, das in der Kunst zu erzählen so gefällt; das die Seele der Erzählung, das die Nachahmung des schönen Dialogischen ist? Wo ist die Kürze, die sich mit der Deutlichkeit, Vollständigkeit, und Lebhaftigkeit verträgt? Wo ist der Saft, der sich in einem Werke des Geschmacks, gleich dem Safte in einem blühenden Baume, durch alle Theile, durch Sachen, Wendungen, Sprache, verbreiten, alles erfrischen und beleben muß? Wo sind die Stellen, von denen der Leser sagt: Das war trefflich! O wie schön, wie ungezwungen! Hätte man es anders sagen können? Wo sind die Stellen, die sich auswendig behalten lassen? Wer liest so eine Fabel zwey, dreymal, und vergnügt sich das letztemal noch, gleich dem ersten?

So fehlerhaft sind die meisten meiner Fabeln und der übrigen Gedichte in den Belustigungen. Darf sich wohl iemand wundern, warum ich sie nicht habe zusammendrucken lassen?

Ende des ersten Theils.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gellert, Christian Fürchtegott,

Sammlung vermischter Schriften

Bd.: 1

(1756)

Coburg, Landesbibliothek -- D III 7/33(1/2)
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11941111-6